

Gespräch mit Györgyné (Zsuzsa) Papp am 10.3.1992 in Budapest

Papp: Ich lebte mit meinen Eltern und vier Geschwistern in Budapest. Im IX. Bezirk von Budapest - das ist zum Teil im Hinblick auf das Weitere deshalb interessant, weil die Jüdinnen aus dem IX. Bezirk als allererste zum Arbeitsdienst einberufen wurden, und zwar in die "Manfred Weiß"-Fabrik in Csepel. Wir waren Arbeiterinnen gewesen, ich in einer Weberei, eine zwei Jahre jüngere Schwester von mir arbeitete auch dort, wir kamen zusammen in die Fabrik nach Csepel, und zusammen kamen wir auch nach Auschwitz. Die ganze Zeit waren wir zusammen, und gemeinsam kamen wir nach Hause. Im Alter von 38 Jahren starb sie hier in Budapest an Krebs. Mein Vater war damals arbeitslos. Ich stamme aus einer gebildeten Familie, also aus der Intelligenz, aber auf Grund der damaligen Umstände war mein Vater arbeitslos, so daß wir, da wir eine kinderreiche Familie waren, unter sehr schwierigen Umständen lebten. Ich bin die Älteste, so daß ich mich um die jüngeren Geschwister kümmerte.

1574

Orth: In welchem Jahr sind Sie geboren?

P.: 1921. Im Mai werde ich 71 Jahre alt. Meine Schwester, mit der ich zusammen war, war zwei Jahre jünger als ich. So lebten wir also, ich fing früh an zu arbeiten, auch als Kind schon, ich unterrichtete Kinder, die in der Schule Schwierigkeiten hatten, und später kam ich in die Weberei. Damals gab es für mich hier keine Möglichkeit, eine bessere Schulbildung zu bekommen. Vier Jahre der Bürgerschule hatte ich damals absolviert. Und nach meiner Heimkehr habe ich dann an der Universität für Wirtschaftswissenschaften Ökonomie studiert.

Als wir nach Csepel kamen - ich weiß nicht, ob Ihnen die große Fabrik "Manfred Weiß" in Csepel ein Begriff ist -, das war eine große Fabrik in der Nähe von Budapest, und wir mußten auch dort in der Fabrik schlafen, dort mußten wir hinziehen. Einige von uns aus dem IX. Bezirk hatten ein ähnliches Schicksal. In Csepel wohnten wir in einem Keller, und so ungefähr nach einigen Wochen gab es einen großen Luftangriff.

(Unterbrechung)

O.: Darf ich noch etwas zu Ihrer Kindheit fragen?

P.: Bitte.

O.: Ich würde gerne wissen, ob Sie eine sehr religiöse Erziehung zu Hause erhalten haben.

(Unterbrechung: Ankunft von Frau Lukács)

P.: Also Sie fragten, ob ich religiös erzogen worden bin, nicht wahr? Nur in der allerfrühesten Kindheit, solange es noch in der Schule Pflicht war. Später nicht, denn mein Vater war überhaupt nicht religiös, er war eher ein Materialist, und er hat auch uns entsprechend erzogen. Und nach dem 14. Lebensjahr gab es auch keine obligatorischen Synagogenbesuche mehr.

O.: Und die Mutter war religiöser?

P.: Meine Mutter stammte aus einer religiöseren Familie, das waren sogenannte Neologen, also keine orthodoxen Juden. Aber da mein Vater auch die Bräuche nicht aufrechterhalten wollte, da fiel auch sie davon ab.

O.: Und Sie hatten in Ihrer Kindheit jüdische oder christliche Spielkamaraden und Freunde?

P.: Gemischt. Absolut gemischt. Das ist bis heute so geblieben. Es hat mir nie gefallen und gefällt mir auch heute nicht, die Leute nach solchen Kriterien zu sortieren. So wie das Schicksal es für uns bestimmt hat. Und unter meinen Freundinnen gab es natürlich auch viele Jüdinnen. Aber es war eine gemischte Gesellschaft. Nicht das war das Kriterium.

O.: Aber nun hat ja der ungarische Staat versucht, die Menschen in diese Gruppen zu teilen. Haben Sie davon als Kind und Jugendliche etwas mitbekommen?

P.: Es gab natürlich die Religionsstunden in der Schule. Später gab es die sogenannten Judengesetze, die uns betrafen, so daß wir dann später von seiten des Staates sehr wohl von den anderen unterschieden wurden. Dazu muß auch gesagt werden, daß der ungarische Staat diese Gesetze nicht ganz aus eigenem Antrieb erließ. Das waren historische Situationen. Und unter solchen Umständen kamen wir in die Fabrik in Csepel. Dort arbeiteten wir, die Fabrik gehörte zur Rüstungsindustrie. Einmal gab es in der Fabrik in Csepel einen ernsthaften Luft-

angriff. In den Stunden, die darauf folgten, wurden wir, also die jüdischen Frauen, zusammengerufen. Und man teilte uns mit, daß wir angesichts der Tatsache, daß die Fabrik ernsthaft beschädigt worden sei, woanders arbeiten würden und müßten. Im Hof wurden wir von Gendarmen in Reihen aufgestellt. Und kurz danach kamen wir in eine Ziegelei, das muß wohl in Békásmegyér gewesen sein. Und sehr kurze Zeit darauf wurden wir in Waggons gesteckt, in Viehwaggons, und nach ein paar Tagen fanden wir uns dann in Auschwitz wieder. Das heißt also, die ausgelagerte Arbeit kam nicht zustande, sondern Auschwitz wurde daraus. Diese paar Tage, die wir in einem Viehwaggon verbracht hatten - wir waren dort so eingezwängt, daß man weder stehen, noch liegen, noch sonst etwas konnte - das war also furchtbar. Es gab wenig Luft. Leute neben uns, die das weniger gut aushalten konnten, starben unterwegs.

O.: Und Sie sind aber mit Ihrer Schwester zusammen gewesen?

P.: Ja. Wenn ich mich recht erinnere, waren wir auch mit Frau Sztehló und ihrer Schwester zusammen. So erinnere ich mich, als wenn wir zusammen dorthin gekommen wären, denn auch die wohnten damals im IX. Bezirk. Beschwören will ich das nicht, aber in Auschwitz waren wir jedenfalls zusammen.

O.: Ja. Und darf ich noch mal fragen: Diese Arbeit in der Rüstungsfabrik, wenn ich das richtig verstanden habe, sind Sie dazu verpflichtet wurden?

P.: Ja, das war Pflichtarbeit. Es kam also ein Einberufungsbefehl, wir mußten dort hin, und wir mußten dort arbeiten und durften von dort auch nicht nach Hause.

O.: Denn Frau Lukács hatte uns ja auch gesagt, daß das eher ein Schutz war.

Lukács: Ja, oder wenigstens glaubten wir das. Ich arbeitete in der "Meister"-Seifenfabrik, auch das galt als Betrieb der Rüstungsindustrie, und über Beziehungen war es mir gelungen, dort hinzukommen, weil wir glaubten...

(Kurzes Gespräch zwischen Frau Lukács und Frau Papp)

Höpp: Bei Frau Papp war es so, daß der Befehl kam, und dann mußten sie da hin.

P.: Ja. Man konnte also gar nichts anderes machen. Es hätte die Möglichkeit bestanden, in den Untergrund zu gehen und sich zu verstecken, aber daran dachten wir nicht, denn dort waren noch der Vater, die Mutter und kleinere Geschwister. Wir wohnten damals schon in einem mit Stern gekennzeichneten Haus und nicht in unserer eigenen Wohnung. In einem sogenannten Sternhaus, wo die Juden gesammelt wurden. Von dort kamen wir, oder aber sie kamen inzwischen, das war schon gegen Ende, dorthin. Und wenn ich mich richtig erinnere, arbeiteten wir ungefähr drei Wochen lang in dieser Fabrik in Csepel. Was auf Befehl geschah.

O.: Was genau mußten Sie da machen?

P.: Das war eine Rüstungsfabrik, und dort mußte irgend etwas zusammenmontiert werden. Also ein kleines Teil von etwas Größerem. Bezahlt wurden wir nicht, aber wir wurden versorgt, man bekam etwas zu essen, und im Luftschuttkeller wohnten wir, aber an Geld kann ich mich nicht erinnern.

O.: Wieviel Frauen waren da etwa?

P.: Jüdische Zwangsarbeiterinnen? Vielleicht 40 oder 50. Mit denen waren wir zusammen, und vielleicht gab es auch noch andere in einem anderen Luftschuttkeller oder einer anderen Werkstatt. Aber so ungefähr habe ich das in Erinnerung. Etlliche Sachen konnte man nicht mehr konsequent verwirklichen, das Ziel bestand ganz offensichtlich darin, mit dem IX. Bezirk anzufangen und die arbeitsfähigen jungen Leute einzusammeln. Aber später hörte ich davon nicht mehr, daß in anderen Bezirken ähnlich vorgegangen worden wäre, also Leute für diese Art von Arbeiten einzusammeln. (Zu Frau Lukács:) Ich weiß nicht, wie das bei dir gewesen ist.

(Unterbrechung: Frau Lukács verabschiedet sich.)

P.: Also schon in den Waggons sahen wir, daß da nichts Gutes daraus werden würde, weil wir auch dort schon unter unmenschlichen Bedingungen transportiert wurden. Ich erinnere mich noch daran, daß Brote in Säcken oder so auf die Waggons aufgeladen wurden, aber es gab schon keine Möglichkeiten mehr, an dieses Brot ranzukommen, wir saßen oder lagen darauf, und man konnte das weder aus den Säcken rausnehmen, noch schneiden. Ich erinnere mich überhaupt nicht mehr daran, daß wir irgend-

was zu trinken bekommen hätten, was das Furchtbarste daran war. Es mag sein, daß wir aus der Ziegelei noch irgendwelche kleinen Reserven mitgenommen hatten, aber daran erinnere ich mich nicht mehr genau. Jedenfalls kamen wir, meine Schwester und ich, lebendig in Auschwitz an, wir waren damals noch jung. Auschwitz, das ist sehr schwer zu beschreiben. Wir mußten aus den Waggons aussteigen und wurden in Reihen aufgestellt, vor dem Lagerkommandanten von Auschwitz, der Mengele hieß, was wir aber erst später erfuhren. Schon dort erfolgten gewisse Auswahlprozesse. Damals wußten wir das noch nicht, was das bedeutete, aber später und vor allem danach wurde uns klar, daß dort über Leben und Tod entschieden wurde. Aber das merkten wir schon bald, wie wichtig es sein würde, unsere Kondition aufrechtzuerhalten. Denn diejenigen, die schwächer geworden waren, kamen früher in die Gaskammern als die anderen. So daß alle sich sehr davor fürchteten, in die Krankenstation zu kommen.

Also Auschwitz. Wir trafen in Auschwitz ein, mußten uns ausziehen, wurden kahlgeschoren, man warf uns irgendwelche Lumpen hin, an die ich mich im einzelnen nicht mehr erinnere. Das war wohl irgendein Lumpenkleid und irgendwelche Schuhe, denn unsere eigenen hatte man uns weggenommen. In den ersten Tagen, im Hinblick darauf, daß wir von zu Hause bzw. aus der Fabrik kamen und noch nicht so ausgehungert waren, konnten wir die dortige Kost noch nicht so verdauen, die wir dort bekamen, das heißt, dort bekamen wir ein sehr kleines Stück sehr schwarzes Brot, und das war eine Art Währungseinheit, mit der jemand eine Unterhose oder eine Tüte oder einen Löffel besorgen konnte oder was man sonst noch sehr zum Leben brauchte, nämlich solche Kleinigkeiten. Ungefähr ein bis zwei Wochen konnten wir so etwas machen, daß wir unser Brot weggaben und dafür wichtige Kleinigkeiten bekamen, die wir zum Leben brauchten. Später herrschte natürlich der Hunger über uns, und nach zwei Wochen waren wir so weit, daß wir alles selbst aufaßen.

Wir waren etwa drei Monate lang in Auschwitz. Das dortige Leben, wenn man das so nennen kann, bestand darin, daß morgens, mittags und abends der Appell stattfand, wir standen dort stundenlang in Fünferreihen und wurden gezählt. Und wenn die Gesamtzahl nicht stimmte, dann fing das noch mal von vorne an, und das dauerte nochmals Stunden. Warum die Zahl nicht stimmte, das weiß ich nicht. Denn von dort abhauen konnte man sowieso nicht. Und es kam dort auch niemand herein, so daß ich nicht weiß, warum dort von morgens bis abends gezählt wurde, aber das wurde mit deutscher Gründlichkeit gemacht. Aus Au-

schwitzt konnte man schon deswegen nicht abhauen, weil alles voll war mit Hunden und SS-Leuten und Drähten, die unter Strom standen. Das Lager war mit elektrischen Zäunen umzäunt. In einem solchen Lager gab es 32 Blocks. Das war irgendwann mal angeblich ein Pferdestall gewesen. Und in einem solchen Block waren 1.000 Leute untergebracht. Wir waren also 32.000 Leute in einer Gruppe mit so einer Umzäunung. Auch in Auschwitz gab es zwei Arten von Lagern. Wir waren in Auschwitz-Birkenau. Das war das sogenannte C-Lager, was ganz eindeutig das Vernichtungslager war. Zumindest haben wir das so erfahren. Wir waren nicht tätowiert, ich bin nicht tätowiert, Frau Lukács schon, denn die war dann im B-Lager. Es war also nicht wichtig, uns zu tätowieren, weil bei uns dauernd selektiert wurde. Unser Leben bestand also einerseits aus diesem Appell. Andererseits begann der Tag morgens früh um 3, als wir mit einem kleinen Stück Seife in die Waschräume gejagt wurden, und dann gab es dieses kleine Stück Schwarzbrot mit irgendwelcher Marmelade oder so was, was man sich für den ganzen Tag einteilen mußte, und gegen Mittag kam in einem großen Kessel eine Substanz, deren Farbe und Geschmack sich nicht genauer bestimmen ließen, ich erinnere mich nicht mehr genau daran, es war jedenfalls sehr wichtig, einen eigenen Löffel zu haben, weil sehr viele Leute aus einem Kessel aßen, und es war uns sehr wichtig im Interesse einer gewissen minimalen Hygiene, einen eigenen Löffel oder so etwas zu haben. Nun zur Unterbringung, wir schliefen zu zwölf auf einer Pritsche: sechs mit dem Kopf zur einen und den Füßen zur anderen Seite, und die anderen sechs andersherum. Wenn eine sich umdrehte, mußten die anderen das auch alle tun. Für meine Schwester war es sehr schwer, das zu ertragen, denn sie war ein sehr präziser, hygienebewußter Mensch, mit einem sehr viel schwächeren Nervensystem als ich es habe. Und das mußten wir immer so lösen, daß sie am Ende lag und nur ich daneben. Das waren die drei Monate in Auschwitz. Ungefähr zwei-, drei- oder viermal gingen wir an Mengele vorbei. Nackt. Er durfte auf keinen Fall sehen, daß wir zusammengehörten, meine Schwester und ich. Aber niemand durfte das merken, daß wir miteinander verwandt waren, denn sonst wäre die eine von uns bestimmt nach rechts und die andere nach links geschickt worden. Das war ganz sicher. Wir mußten also immer sehr aufpassen, wenn wir an ihm vorbeizogen, daß wir uns nicht einmal zufällig ansahen, damit wir zusammenbleiben konnten.

O.: Das war also reiner Sadismus von Mengele, dann die Leute

zu trennen, die zusammengehörten?

P.: Das kann man wohl annehmen. Das wird wohl auch aus Sadismus geschehen sein. Er achtete offensichtlich in erster Linie darauf, wer dermaßen heruntergekommen war, daß selbst dieser Fraß und das bißchen Schwarzbrot einer Verschwendung gleichkam. Und ich weiß nicht, wie es mit den Kapazitäten der Gaskammern aussah, aber eine bestimmte Anzahl mußte dort ausgesucht werden. Und ansonsten, aus welchem Grund es vorkam, daß zwei gleichstarke Leute voneinander getrennt wurden, das weiß ich nicht, wir hatten keine Möglichkeit, ihn das zu fragen.

Eines der Grundprinzipien des Ganzen bestand darin, daß man zu spüren bekam, daß man kein Mensch sei, also daß wir dort nicht als Menschen galten. Wir mußten also sehr darauf achten, daß wir in uns selbst unsere Humanität bewahrten, und wir mußten kleinere innere Freuden oder innere Kraft oder irgend etwas finden, was uns selber am Leben erhielt. Damit wir wußten, daß wir sind, und daß wir Menschen sind, und daß das hier bestimmt irgendwann zu Ende sein wird. Denn die Einstellung des Einzelnen war von sehr großer Bedeutung.

Es gab sehr wenige Möglichkeiten - das WC, das war eine sehr wichtige Sache. Das Männer- und das Frauenlager waren durch einen sehr langen Raum miteinander verbunden. Auf der einen Seite fing er im Frauenlager an, und auf der anderen Seite endete er im Männerlager. Und so sahen diese WCs aus, ein Loch neben dem anderen, das heißt, daß ein paar hundert Leute dort gleichzeitig auf der Toilette waren. Und in der Mitte, also bis hierhin die Frauen und bis dahin die Männer. Also die Männer, so, wie wir sie sahen, waren sie in einem heruntergekommenen, schrecklichen Zustand, sie wirkten alle wie Greise, obwohl die zweifelsohne alle noch ganz jung waren. Aber auf irgendeine Weise war es doch möglich, die einen oder anderen Artikel aus der Zeitung zu organisieren, vielleicht dienten die als Toilettenpapier, das weiß ich nicht mehr. Und dieses Zeitungspapier, was so in einer Kette an uns weitergeleitet wurde, auf diese Weise bekamen wir Nachrichten aus der großen weiten Welt. Wie es mit dem Krieg aussah, wo die Russen waren, was es für Neuigkeiten von der Landung gab, also ein kleines bißchen. Und daß es eine Welt gab außerhalb von uns, und daß dies nicht für immer weitergehen würde. Und mit diesen kleinen Fetzen konnte ich im Frauenlager sehr vielen Menschen helfen, denn ich war sowohl physisch als auch psychisch ziemlich stark. Damals standen wir im Kreis, nahmen den kleinen Papierfetzen, so, daß die SS-Leute, falls sie kamen, es nicht sahen,

und dann sahen wir zu, was wir daraus machen konnten, um die Kraft zu gewinnen, um uns am Leben zu erhalten. Nach ungefähr drei Monaten sagten uns, meiner Schwester und mir, die beiden Neumann-Mädchen, also Frau Szabó und Frau Sztehlo, damals noch Ilona und Klári Neumann, das war ihr Mädchenname, die sagten uns, wir sollten versuchen - denn es gab dort 32 Blocks, und theoretisch konnte man, wenn man sich nicht erwischen ließ, in einen anderen Block herübergehen, es war zwar schwierig, aber es trennte kein Draht diese Blocks, also immer einen Schritt weiter. Also Klári und Ilona sagten - wir waren vielleicht im fünften Block -, daß im dreißigsten Block von Mengele ein paar Leute ausgewählt würden, und es sehe so aus, als wenn die zur Arbeit ausgewählt würden. Und meine Schwester Erzsi und ich sollten versuchen, dorthin zu gehen. Und alle diese Leute, die dort ausgewählt worden waren, wurden auf ein oder zwei Pritschen gelegt, damit sie bereit waren. Es gelang uns tatsächlich, von hier nach dort rüberzukommen, was sehr schwierig war, und wir hatten große Angst, erwischt zu werden. Wir verbrachten dort ungefähr eine Nacht. Und Mengele kam und ließ die ausgewählte Gruppe noch einmal vor sich aufstellen. An Namen und Gesichter erinnerte er sich nicht, wir galten ja als namenlos und gesichtslos. Und meine Schwester und ich, wir bemühten uns, uns irgendwo in der Mitte zu plazieren, und zwar wieder so, daß niemand sehen sollte, daß wir Schwestern waren. Und wir wurden alle beide ausgewählt als die zum Leben und zur Arbeit Bestimmten.

O.: Das heißt, Sie haben auch in diesen drei Monaten nicht arbeiten müssen dort, in Auschwitz?

P.: Nein. Vielleicht gab es auch dort einige, die Steine schleppen mußten oder was weiß ich. Aber im allgemeinen vegetierten wir so vor uns hin und machten überhaupt nichts. Unter uns Jüdinnen gab es einige, die zu Lagerältesten ausgewählt wurden, die natürlich normalere Kleidung und eine bessere Verpflegung bekamen, und ihre Aufgabe bestand darin, die 1.000 Leute, die ihnen anvertraut waren, mit der entsprechenden Disziplin zu beaufsichtigen. Sie waren also unsere direkten Vorgesetzten, und das war also ihre Aufgabe. Und das war natürlich eine ganz bestimmte Sorte von Menschen, die solche Aufgaben wahrnahm. Wobei ich nicht glaube, daß jemand, der aufgefordert wurde, so eine Tätigkeit wahrzunehmen, viele Möglichkeiten gehabt hätte, es abzulehnen. In meinem unmittelbaren Freundeskreis hatte niemand so ein Schicksal, Gott sei Dank!

Ich weiß nicht, was ich in so einem Falle gemacht hätte, vielleicht wäre ich gegen den elektrischen Zaun gelaufen, denn das war eine sehr undankbare Aufgabe.

O.: Undankbar inwiefern?

P.: Man mußte diese 1.000 Leute der Willkür der Deutschen preisgeben. Die Lagerältesten waren unsere unmittelbaren Vorgesetzten, die die Befehle der SS an uns ausführen mußten. Und das ist so eine Aufgabe, als wenn jemand ein Verräter sein muß. Weil das Leute waren, die aus unserer Mitte ausgewählt worden waren. Und auch zu späterer Zeit wird so etwas weniger leicht verziehen werden. Ich weiß, daß nach der Befreiung einige Leute ihre ehemaligen Lagerältesten aufgesucht haben, um sich an denen zu rächen. Das ist also eine sehr undankbare Aufgabe. Aber so war das damals.

O.: Ist es denn auch einmal vorgekommen, daß Kapos oder Stubendienste degradiert wurden von ihrem Posten, also während der Lagerzeit?

P.: Ein solcher Fall ist mir bekannt. Die meisten bemühten sich ganz erheblich, den Anforderungen gerecht zu werden. Ein Fall ist mir bekannt. Das war ein Mädchen, die war vielleicht aus Oberungarn, also aus der Tschechoslowakei. Ich weiß nur, daß wir die Cizus genannt haben. Sie ist von diesem Posten geflohen und stellte sich zu den einfachen Häftlingen, wozu sie die Möglichkeit hatte, nicht wahr, aus einem Lager ins andere, weil sie diesen Posten nicht ertragen konnte. Weil ihre Persönlichkeit das nicht zuließ, daß sie zu den 1.000 Leuten, die ihr unterstanden, grausam sein sollte. Also dieser eine Fall ist mir bekannt.

(Cassette I. Seite 2:)

(Frage:) Wurden die immer nur von den SS-Leuten ausgewählt, oder kam es auch vor, daß die Häftlinge...

P.: Ja. Nein. Also daß die Häftlinge da jemanden ausgesucht hätten, davon kann überhaupt nicht die Rede sein. Die Häftlinge, das muß man sich in etwa so vorstellen wie eine Tierherde. Später werde ich Ihnen noch davon erzählen: Einmal waren wir vom einen Lager zum nächsten vier Tage lang zu Fuß unterwegs, wir gingen also einmal vier Tage lang von einem Ort zum ande-

ren zu Fuß. Und neben uns wurde eine Viehherde getrieben. Und diese Tiere beneidete ich sehr. Weil die so behandelt wurden, wie es einem Tier zusteht, dem gemäß, wie weit ein Tier getrieben werden kann, wann es weiden muß, wann es andere Dinge verrichten muß. Wir bekamen eine solche Behandlung nicht. Wie soll ich sagen, mir schien, daß diese Tiere ein besseres Schicksal hatten. Also das waren meine Erinnerungen an Auschwitz.

(Unterbrechung)

Höpp: Entschuldigung, etwas habe ich wohl falsch übersetzt. In der Frage ging es nicht darum, daß etwa die große Masse der Häftlinge sie gewählt hätte, denn das wissen wir schon, daß davon nicht die Rede sein konnte. Die Frage bezog sich darauf, ob die Untergebenen, also zum Beispiel der Stubendienst, von der SS ernannt wurden, oder ob eher die Lagerältesten den Stubendienst ernannten.

P.: Sie meinen also die Leute, die dort saubermachten? Also die Lagerältesten, die wurden von der SS ausgesucht. Ja, und deren Untergebene? Die konnten die Lagerältesten schon aussuchen. Aber die Lagerältesten, das ging nur von der SS aus.

O.: Gab es denn unter diesen Funktionshäftlingen auch Ungarinnen?

P.: Das waren eher Tschechinnen und Polinnen, die waren dafür besser geeignet. Diese Frau, die ich erwähnt habe, das war eine Frau aus der Tschechoslowakei, die aber auch Ungarisch sprach. Die waren eher unter sich, weil die früher nach Auschwitz gekommen waren als wir. Und diejenigen, die noch lebten, als wir dort hinkamen, das waren schon kampferprobte Leute, und die schon wußten, wie man dort überlebte.

O.: Und waren deshalb auch geeigneter?

P.: Diejenigen, die noch da waren. Denn sehr viele von denen waren bereits nicht mehr am Leben. Und das waren vielleicht auch von der Statur her größere Leute, denn die Ungarinnen, die sind im allgemeinen ein bißchen kleiner, und die Tschechinnen und Polinnen sind im allgemeinen ein bißchen stabiler - zumindest diejenigen, die damals noch lebten.

O.: Ja. Hatten Sie denn den Eindruck, daß diese Frauen die Ungarinnen anders oder schlechter behandelten als ihre eigenen Landsleute?

P.: In dem Lager, wo wir waren, waren wir Ungarinnen mehr oder weniger unter uns. Wir waren im Juni 44 dort hingekommen, und für uns waren offensichtlich Lager leergemacht worden, damit wir dort unterkamen, und dort waren dann wir Ungarinnen in der Mehrheit. Ansonsten sind Gefangene Gefangene.

O.: Ja, aber ich meine, die Stubendienste oder Funktionshäftlinge, das waren ja Tschechinnen, sagten Sie gerade. Und das war meine Frage, ob die Tschechinnen die Ungarinnen schlechter behandelt haben.

P.: Die Blockältesten. Also die Block-Befehlshaberinnen im allgemeinen. Aber auch da gab es Ungarinnen, wohl eher aus den ehemals ungarischen Gebieten, denn die sprachen auch Ungarisch. Also aus den Gebieten, die vor Trianon zu Ungarn gehört hatten. Mit denen sprach man Ungarisch, weil die Befehle auf Ungarisch gegeben wurden. Also es gab in Auschwitz ein Revier, wo wir Gott sei Dank nicht hinkamen. Dort gab es eine jüdische Ärztin, die sehr heldenhafte Dinge zuwege brachte und am Leben erhielt, wen sie nur konnte, was nicht leicht war. Das war keine leichte Aufgabe. Soviel über Auschwitz. Wir kamen dort also weg. Oder haben Sie noch Fragen zu Auschwitz?

O.: Ich wollte gerne noch fragen, wie Sie die beiden Neumann-Schwestern kennengelernt haben.

P.: Noch in Budapest. Soweit ich mich erinnere, sind wir zusammen transportiert worden. So erinnere ich mich, als wären wir zusammen transportiert worden. Aber vielleicht erinnern die sich auch noch daran. Mir kommt es so vor.

O.: Und dann sind Sie mit den beiden und Ihrer Schwester zusammen diesem Transport nach Reichenbach zugeteilt worden?

P.: Ja. Wir fuhren mit dem Zug. Noch in Auschwitz bekamen wir so etwas Kleidungsmäßiges, vielleicht auch Unterwäsche. Und wir setzten uns in einen Personenzug, was bereits zeigte, daß wir jetzt zum Leben bestimmt waren, oder zumindest sahen wir das damals so. Wir wurden im Zug von einem jungen SS-Soldaten begleitet, der ein paar Worte Ungarisch konnte. Der saß mir

dort gegenüber, daran erinnere ich mich, und er sagte: "Wißt ihr, daß ihr jetzt den Gaskammern entwichen seid? Und jetzt freut euch, weil ihr zum Arbeiten fahren werdet und nicht in die Gaskammern kommen werdet." Wir hatten in Auschwitz gewußt, daß es so etwas gab, aber wir hatten es nie gewagt, das zueinander zu sagen. Wir versuchten eher, uns gegenseitig etwas vorzumachen: Nicht wahr, man hat schon viele Schauergeschichten gehört... Uns war zwar aufgefallen, daß morgens früh nackte Menschen in einen Lastwagen gepackt und irgendwo hingebbracht worden waren. Und wenn das ins Bewußtsein tief genug eindringt, ist das sehr schreckenerregend. Und dieses Bewußtsein, das wird uns in so einen Zustand versetzen, daß wir nicht mehr die Kraft zum Überleben haben werden. So daß jeweils diejenige von uns, die gerade physisch und auch psychisch mehr Kraft hatte, die Aufgabe hatte, die andere zu stärken, denn wir wollten es nicht glauben, auch wenn wir es wußten.

O.: Hatte man denn eigentlich schon vor der Deportation, also in der Budapester Zeit, Informationen über das, was mit den Juden in den Konzentrationslagern passierte?

P.: Nur eine sehr blasse Ahnung. Wie soll ich sagen, es kursierten solche Gerüchte. Aber das konnten wir nicht glauben. Natürlich waren das keine offiziellen Nachrichten. Das kam auch nicht von irgendwelchen Leuten, die das selbst durchgemacht hätten, sondern irgendwoher, ich kann Ihnen nicht sagen, woher, vielleicht über Männer beim Arbeitsdienst, die mehr wußten. Oder durch die polnischen und tschechoslowakischen und russischen Juden, die schon früher dorthin gekommen waren. Also es sickerte etwas zu uns durch. Aber wir hielten das für dermaßen unvorstellbar, daß wir das nicht glauben wollten, weil wir meinten, so etwas könne es doch gar nicht geben. Und bei jedem Judengesetz dachten wir, das ist jetzt aber auch das letzte. Daß man Sterne tragen mußte, daß man nur dann und dann auf die Straße gehen durfte, daß man in die mit dem Stern gekennzeichneten Häuser umziehen mußte, daß man nicht hier arbeiten durfte und nicht dort arbeiten durfte, und wir dachten, daß damit dieser Horror ein Ende haben würde. Aber mit so etwas hatten wir nicht gerechnet. Obwohl, ganz tief unten gab es so etwas schon in unserem Bewußtsein. Aber ohne Hoffnung gibt es kein Leben. Und sonst hätte es in Budapest vielleicht Massenselbstmorde gegeben. Denn das war alles so furchtbar und so schrecklich, daß man das alles wirklich nur mit einem sehr

guten Nervensystem und entsprechender Kraft aushalten konnte. Und daß wir am Leben geblieben sind, dafür ist einer der wichtigsten Gründe, daß es uns gelang, nach drei Monaten von dort wegzukommen.

O.: Gab es denn in Auschwitz Häftlinge, die das nicht ertragen haben, also die dort versucht haben, ihrem Leben selbst ein Ende zu setzen?

P.: Wir hörten so etwas. Wir selbst haben so etwas nicht gesehen. Aber es gab solche Nachrichten, daß jemand gegen die elektrischen Zäune gelaufen sei. Denn diese Möglichkeit gab es, um Selbstmord zu begehen. Wobei ich nicht weiß, ob diese Zäune 24 Stunden am Tag unter Strom standen. Aber das ist ganz sicher, wenn man sah, daß jemand auf die Zäune zulief, dann wurde der Strom eingeschaltet. Daß geschossen worden wäre, an so was kann ich mich nicht erinnern. Auch weiß ich nur vom Hörensagen von ein oder zwei Leuten, denen es gelungen sein soll, trotz all der schrecklichen Dinge tatsächlich von dort zu fliehen. Und auch nur vom Hörensagen, und das nicht aus Auschwitz, sondern eher aus Buchenwald weiß ich, daß es dort einen Aufstand gegeben hatte. Wer den überlebt hatte, das weiß ich nicht. Und selbst wenn eine Flucht gelungen wäre, wir waren so gekennzeichnet, daß man uns schon von weitem angesehen hätte, wo wir herkamen. So daß wir eine wirklich sehr ehrenwerte, gutwillige Bevölkerung hätten haben müssen, also Leute, die einen von diesen Häftlingen versteckt und somit gerettet hätten. So etwas gab es sicherlich auch. Mal ganz abgesehen davon, daß diese Lager von jeder menschlichen Behausung recht weit weg waren, und zwar mitten in einem großen Nichts, so habe ich das auch von Auschwitz her in Erinnerung. So daß es weit und breit keine Fluchtmöglichkeit gab. Das heißt, daß jemand, der es geschafft hätte, das Lager zu verlassen, noch einen sehr weiten Weg gehabt hätte, bevor er auf irgendwelche Leute gestoßen wäre. Und dazwischen gab es Hunde und alles mögliche, und dann wäre bestimmt geschossen worden. Es gab natürlich auch Wachtürme, so daß man das ganze große Gebiet gut überblicken konnte. So daß es so ziemlich unmöglich gewesen wäre.

O.: Aber hat man denn in dieser Zeit mit dem Gedanken gespielt, zu flüchten, oder war man einfach viel zu erschöpft, um solche Pläne zu machen?

P.: An Flucht haben wir gar nicht gedacht. Es ging nur darum, durchzuhalten und am Leben zu bleiben. Durchzuhalten und am Ende noch zu leben. Aber an Flucht haben zumindest wir nicht gedacht. Dieses Arbeitslager, das war eine legale Art und Weise, aus Auschwitz rauszukommen. Eine andere Flucht gab es nicht. Auch damals wurde schon systematisch versucht, den Menschen alles wegzunehmen, was sie zu Menschen macht. So daß ich das gar nicht in Worte fassen kann, mit was für einem Bewußtsein wir das dort aushalten konnten.

O.: Ja. Sie haben jetzt schon ein paarmal diese innere Kraft angesprochen, bestehen zu können. Was glauben Sie, wie man sich diese innere Kraft bewahren konnte?

P.: Nun, der Lebensinstinkt, das ist eine sehr starke Angelegenheit. Und wir waren sehr junge Menschen. Und außerdem waren wir ein bißchen weltoffener. Wir wußten, daß dieses System nicht ewig bestehen bleiben würde. Wie gesagt, auch diese kleinen Zeitungsausschnitte wiesen darauf hin, daß die Front sich näherte. Es gab also die Hoffnung darauf, daß das nicht mehr so furchtbar lange dauern würde. Und wir ungarische Jüdinnen waren auch erst später dort hingekommen, das heißt, daß der Krieg sich schon in einem fortgeschrittenen Stadium befand, als wir dort hinkamen.

O.: Spielte denn auch eine Rolle, daß man dort eine Freundin hatte oder in jedem Falle die Schwester?

P.: Natürlich, zweifellos. Ich wollte meine Schwester retten und sie mich, und außerdem gab es die Freundschaften. Ja, natürlich.

O.: Wie sind solche Freundschaften möglich gewesen oder entstanden in diesem Rahmen eines Konzentrationslagers?

P.: Wir waren dort zusammen eingesperrt, und wenn wir nicht gerade beim Appell standen, dann unterhielten wir uns miteinander. Und auch dort zeigte sich, daß wir sehr unterschiedliche Leute waren und keine einheitliche Menschenmasse. Daß wir also unterschiedliche Leute waren, und wir waren darum bemüht, mit Leuten zusammenzukommen, die ähnlich dachten wie wir. Die das auf menschlicher Ebene so durchstehen wollten wie wir, also es ging nicht um Leute, die den anderen das Brot wegnahmen, denn auch so etwas gab es, sondern Leute, die am Leben

bleiben wollten, die seelisch bestehen wollten und so weiter. Wir wollten das also ehrenhaft und unter Bewahrung unserer menschlichen Würde überstehen und doch am Leben bleiben. Wir paßten also auf, daß wir nicht unter unser eigenes Niveau gerieten mit unserem Verhalten. Es gab sehr viele Möglichkeiten, einander zu schaden, es gab aber auch sehr viele Möglichkeiten, einander zu helfen. Wenn wir sahen, daß jemand schwächer war - wo wir doch beim Appell stehen mußten - dann stützten wir sie, damit niemand sah, wie schwach sie war. Und sehr viele kleine Sachen, das ist sehr schwer, das so zu schildern, es gab also sehr viele Kleinigkeiten. Wenn jemand besonders schwach war, dann war das eine Sache des Überlebens, daß die Betreffende ein bißchen mehr Brot bekam, während ich es noch aushalten konnte mit etwas weniger durchzukommen. Das sind ganz kleine Kleinigkeiten, aber die bedeuteten doch das Überleben. Zum Beispiel hatten wir die Möglichkeit, in die Nähe des Mülls zu kommen, natürlich mußten wir aufpassen, denn auch das war natürlich verboten, aber wenn es uns gelang, dort zum Beispiel Kartoffelschalen zu organisieren, die eine große Delikatesse darstellten und uns halfen, am Leben zu bleiben, mit anderen Worten, lauter solche Kleinigkeiten, die im normalen zivilen Leben ganz unvorstellbar sind, aber die dort doch über Leben und Tod entschieden.

O.: Und was passierte in solchen Fällen, wenn es Konflikte gab, wenn zum Beispiel Brot gestohlen wurde, also unter den Häftlingen, wie ging man damit um?

P.: Untereinander hängten wir so etwas nicht an die große Glocke, weil wir Angst hatten, daß es für die Betreffende, die dort Brot gestohlen hatte, den Tod bedeuten würde, wenn wir sie meldeten. Und deswegen wurde so was nicht an die große Glocke gehängt. Wir hatten sehr wohl Möglichkeiten, die Betreffende unter uns zu schneiden, aber wir wollten dort keine Hexenjagd veranstalten. Irgendwo konnte man das natürlich auch nachfühlen, denn es war so wenig, und später, nachdem wir alles hinter uns hatten, da hatten wir dann für alles Verständnis. Aber so etwas kam nicht regelmäßig vor, wir paßten gegenseitig aufeinander auf, und auch auf unser Stückchen Brot paßten wir auf, so daß solche Vorkommnisse nur sporadisch auftraten. Außerdem mußte man aufpassen, weil das jemanden das Leben kosten konnte, wenn wir einer Blockältesten so etwas meldeten, daran mußte man denken. Aber im Rahmen unserer Möglichkeiten paßten wir aufeinander auf, anstatt uns noch gegenseitig zu

schaden. Aber wir haben dort sehr viel über menschliche Eigenschaften und den menschlichen Charakter gelernt, und wenn jemand sein Menschsein bewahren konnte, dann war das schon eine sehr große Sache. Und diesbezüglich wurden wir nicht enttäuscht, denn auch das weitere, spätere Leben hat wiederum gezeigt, daß diejenigen, mit denen wir damals Freundschaft geschlossen haben, daß die sich auch im zivilen Leben bewährt haben. Mit diesen Frauen, also mit den Neumanns, Frau Lukács und den Ujpeatern, feiern wir jedes Jahr den Tag unserer Befreiung. Vielleicht hat die eine oder andere Ihnen das erzählt.

O.: Alle.

P.: Ja, für uns ist das wichtig, denn es ging ja um unser Überleben, und deswegen habe ich mir gedacht, daß die anderen das erwähnen werden: Wir wurden am 14. April in Salzwedel befreit. Und jedes Jahr, so um den 14. April, treffen wir uns in einer der Wohnungen, bei einer von uns. Ich weiß nicht, das wievielte Jahr das jetzt ist, vielleicht das 47., wenn ich richtig gerechnet habe. Am Anfang haben wir bei diesen Begegnungen nur über unser Lagerleben gesprochen. Später sind diese Dinge dann etwas mehr in den Hintergrund geraten. Und wir erzählten einander, was im vergangenen Jahr bei uns geschehen war, wir erzählten von der Familie und der Arbeit und so weiter. Heute sprechen wir schon sehr wenig darüber, was vor 47 Jahren war. Aber dieses Jahr werden wir es sicherlich wieder erwähnen, weil Sie jetzt hier gewesen sind und uns an unsere Vergangenheit erinnert haben, so daß ich glaube, daß das ein wichtiger Punkt auf der Tagesordnung unserer diesjährigen Begegnung sein wird. Ganz zweifellos.

O.: Aber war es nicht auch in der Zeit nach dem Krieg sehr wichtig, miteinander über diese Themen zu reden, wie Sie vorhin auch erwähnten, daß es umgekehrt sehr schwierig war, mit anderen Leuten zu sprechen über die Zeit im Lager?

P.: Ja, das ist eine sehr interessante Sache. Nach dem Krieg, als wir nach Hause kamen, nach Budapest, bestand für jeden die erste Aufgabe darin, nach seiner eigenen Familie zu suchen, und nicht, sich mit der Außenwelt zu beschäftigen. In unserer Familie ist meine Mutter nicht aus Bergen-Belsen zurückgekommen, so daß die Familie mit den fünf Kindern, also auch kleineren Kindern, zurückgeblieben war. Das war eine sehr schwere

Zeit. Meine Mutter war 44 Jahre alt gewesen, also noch eine recht junge Frau, als sie nach Bergen-Belsen gekommen war, und hier hatte sie fünf Kinder zurückgelassen, darunter drei Minderjährige. Wir beide, die wir in Auschwitz gewesen waren, ich war 23 und Erzsébet war 21. Hier geblieben waren ein zwölfjähriger Junge und zwei Mädchen, 10 und 8 Jahre alt. Mein Bruder hatte schon von Geburt an sehr schwache Nerven gehabt, und in dieser Zeit ging er nervlich völlig kaputt. Diese drei Kinder, die allein im Ghetto geblieben waren, ohne ihre Eltern und ohne ihre älteren Schwestern ... Mein Bruder bekam schwere Depressionen. Mein Bruder ist 1933 geboren, und jetzt, mit 59 Jahren, befindet er sich in einer Nervenheilanstalt in Szentgotthárd. Manchmal besuche ich ihn, das ist ziemlich schwierig, denn das ist weit weg, an der österreichischen Grenze, aber es ist sowohl für mich als auch für ihn sehr wichtig, daß ich ihn besuche. Er ist daran völlig kaputtgegangen. Meine Mutter ist nicht aus Bergen-Belsen zurückgekommen, sie ist dort gestorben, sie war völlig geschwächt, und soviel ich weiß ist sie in den Tagen der Befreiung dort im Lager gestorben. Sie war vollkommen geschwächt, vielleicht hatte sie die Ruhr oder so etwas bekommen, genau weiß ich das nicht. Aber wir haben sie nie wiedergesehen. Mein Vater hatte eine Möglichkeit zu überleben. Er wurde, als wir schon nicht mehr in Budapest waren, irgendwann im Herbst, in Richtung auf die Wiener Landstraße getrieben, vielleicht wollte man ihn in ein Lager bringen, das weiß ich nicht, aber von dort ist mein Vater geflohen. Mein Vater kam also zurück nach Budapest bzw. nach Kispeszt. Eine christliche Familie hatte meinen Vater gerettet.

O.: Er war dort versteckt?

P.: Ja. Das heißt, daß er keine Möglichkeit hatte, sich darum zu kümmern, was mit seiner Familie war. Als Budapest befreit wurde und er von dort wieder zum Vorschein kommen konnte - dazu muß gesagt werden, daß zuerst die Pester Seite befreit wurde - damals waren wir noch nicht zu Hause; mein Vater war zu Hause, und er suchte nach den drei kleinen Kindern. Er fand sie im Ghetto, so daß auch sie am Leben geblieben waren, so daß mein Vater sie aus dem Ghetto herausholte und versuchte, ihnen Brot zu besorgen. Er konnte Russisch und konnte viele Sprachen, und er holte die drei Kinder da raus, die waren in einem schrecklichen Zustand, völlig verlaust und alles. Aber das weiß ich nur vom Hörensagen, denn wir waren noch nicht zu Hause. Als wir nach Hause kamen, ich glaube im Juli, da waren

die drei kleinen Geschwister schon irgendwo zur Erholung, das waren irgendwelche Hilfsaktionen, ich weiß nicht, ob das ungarische Hilfe oder joint action oder was das im einzelnen war. Unter solchen Umständen, als wir uns vor allem noch in diese Welt einleben mußten, konnten wir darüber nicht reden, denn es war so, daß das niemanden interessierte. Alle Leute waren damit beschäftigt, wie sie selber am Leben blieben, Juden wie Nichtjuden, das waren die ersten Monate, alle Leute versuchten, auf irgendeinem Zugdach in die Provinz zu fahren, und dort etwas zu essen aufzutreiben. Und die Wohnungen waren ausgebombt, man mußte also irgend etwas finden, damit man ein Dach über dem Kopf hatte, denn Budapest hatte unter dem Zweiten Weltkrieg ganz erheblich gelitten, auch diejenigen, die dort geblieben waren, nicht nur die Juden, so daß die Leute mit all dem beschäftigt waren. Frau Lukács hatte die Möglichkeit, das zu zeichnen, denn sie ist Künstlerin. Und so konnte sie sehr früh der Welt zeigen, auch ich habe dieses Album mit ihrer Auschwitz-Serie, so daß sie es also der Welt mit künstlerischen Ausdrucksmitteln zeigen konnte. Später haben Frau Faragó und ich sehr viel darüber gesprochen, daß wir das vielleicht aufschreiben werden. Zsuzsa ist Journalistin. Auch ich hätte dabei helfen können. Aber dann waren wir auch anderwärtig beschäftigt mit unseren Problemen im zivilen Leben, so daß es nicht dazu kam. Das tut mir leid, aber wir hätten diese Erlebnisse aufschreiben sollen, solange sie noch frisch waren. Und alles, was damit verbunden ist in bezug auf unser Überleben und wie die Einzelnen das bewältigt haben.

O.: Aber Sie haben in Ihrer Familie darüber sprechen können?

P.: Innerhalb der Familie natürlich. Natürlich. Es war ja nicht verboten, darüber zu sprechen. Wenn irgendwo davon die Rede war, dann haben wir das nicht abgestritten. Wenn uns jemand fragte, dann sagten wir es. Das war nicht vom Gesetz her verboten, aber es interessierte nicht. In den vergangenen 40 Jahren war es so gewesen, daß alle Leute wußten, daß es in Budapest und auch in Ungarn Juden gab. Aber man konnte schließlich nicht mit einem großen gelben Stern herumlaufen. Denn aus dem einen oder anderen Grunde haben sich die Leute nicht gern mit diesen Problemen beschäftigt. Denn daß die Deutschen das außerhalb Deutschlands überhaupt so machen konnten, war nur möglich, weil ihnen auch Ungarn geholfen hatten. Und das ist uns klar, daran haben wir keinen Zweifel, das ist ganz natürlich. Und das gehört nicht zur Sonnenseite der Ge-

schichte einer Nation. Ich vertrete nicht die Auffassung, daß es für eine ganze Nation eine Kollektivschuld geben soll, oder daß eine ganze Nation so oder so sei, denn in jeder Nation gibt es solche und solche und Schuldige und Unschuldige. Das ist ganz sicher. Aber es gab zweifellos auch Völker in Europa, bei denen es nicht möglich gewesen wäre, das so zu machen. Jedenfalls nicht so. Von der Kollektivschuld eines Volkes zu reden, halte ich für völlig falsch, so etwas darf man nicht machen, es kommt ganz darauf an, was für Leute gerade an der Macht sind. Aber ganz sicher kann ein Volk dazu beitragen, daß sich etwas so oder so entwickelt. Oder ein Teil der Bevölkerung.

O.: Also war Ihr Eindruck, daß diejenigen, die nicht wissen wollten von dieser Zeit, vielleicht auch ihre eigene Schuld damit verarbeiten wollten, also ihren eigenen Antisemitismus?

P.: Hier in Ungarn? Daß man uns deshalb nicht gefragt hat?

Höpp: Ja.

(Cassette II, Seite 1:)

P.: Die Leute hatten sicherlich selbst auch sehr viele Sorgen. Außerdem waren hier Häuser, Wohnungen, Gegenstände zurückgeblieben, die die Verschleppten und Abtransportierten zurückgelassen hatten. Und daraus ergab sich für viele Leute die Möglichkeit, für Leute, die zum Beispiel ausgebombt waren, so eine Wohnung zu bekommen. Oder es blieb Eigentum zurück. Wir selbst hatten nicht viel gehabt, denn mein Vater war arbeitslos gewesen, und wir waren zu fünft gewesen, so daß sich an uns niemand bereichert hatte. Aber als ich nach Hause kam, da sah ich, daß in dem Haus jemand anders die Kleider meiner Mutter anhatte, und ich sagte nichts, denn die andere Frau besaß wohl noch weniger. Ich sagte nichts, denn das war nach dem Krieg, und die Frau hatte vielleicht sonst nichts, und die Mehrheit der Budapester Bevölkerung lebte in großer Not. Genauso war es auch mit den Wohnungen. Diejenigen, die zurückkamen, suchten natürlich nach ihren alten Wohnungen. Und wenn dort jemand anders drin wohnte, dann führte das zu Konflikten.

O.: Und Sie haben aber Ihre Wohnung dann wiederbekommen mit der Familie?

P.: Ja, wir hatten eine sehr elende kleine Wohnung gehabt, und in demselben Haus bekamen wir dann eine andere Wohnung. Und was wir bekamen, das war also nicht schlechter als das, was wir vorher gehabt hatten.

O.: Hat denn Ihr Vater später noch mal geheiratet, oder was ist mit ihm...?

P.: Nein.

O.: Nicht mehr?

P.: Nein, er hat nicht wieder geheiratet. Nein, meine Mutter war für ihn wie eine Heilige gewesen, selbst wenn auf Grund seiner Arbeitslosigkeit die Situation meiner Mutter nicht leicht gewesen war, aber er redete immer von meiner Mutter wie von einer Heiligen. Er war auch nicht mehr ganz jung und heiratete wohl auch deshalb nicht wieder. Er hatte auch sehr partikuläre Vorstellungen von der Welt. Überall gab es etwas, was ihm nicht paßte, er war ein sehr kritischer Mensch. Er war damals schon über 60 und fand keine Arbeit mehr. Er wollte wohl auch keine mehr finden. Mit anderen Worten, er war jemand, der es wagte, sich in der Rákosi-Zeit ein Urteil über Rákosi zu erlauben, und das war damals nicht sehr ratsam. Das war nicht sehr gut für ihn, und er wollte auch keine Arbeit mehr annehmen. Ich weiß nicht, wie gut die beiden Karins (gemeint sind Karin Höpp und Karin Orth) mit den ungarischen Umständen vertraut sind, zum Beispiel ob Sie über den Rajk-Prozeß Bescheid wissen. Zur Zeit des Rajk-Prozesses mußte das ganze Land das schlucken, daß Rajk schuldig sei. Aber mein Vater war jemand, der das auch damals nicht glaubte. Ich nehme an, sein Glück bestand darin, daß er nicht mehr jung war, und daß er nichts besaß, daß er sich nicht im Gefängnis wiederfand, weil es nämlich keinen Sinn gehabt hätte, einen nichts-habenden Alten in einen Schauprozeß zu verwickeln. So war also mein Vater, er war ein interessanter Mensch, der aber seinen Platz im Leben nicht ganz fand. Und er erlebte es noch, daß meine Schwester Erzsi starb, und ein Jahr starb er auch. Erzsis Tod war für ihn eine sehr bittere Sache.

O.: Aber Sie lebten bis zu diesem Zeitpunkt dann alle noch zusammen?

P.: Als ich nach Hause kam? Als wir aus Auschwitz nach Hause

kamen?

Höpp: Vielleicht könnten Sie uns erzählen, wie lange Sie dann mit Ihrem Vater und mit Erzsi zusammengewohnt haben?

P.: Mit Erzsi und den anderen? Wir wurden in verschiedene Richtungen verstreut, denn es war sehr schwierig, mit dem Vater zusammenzuleben. Die jüngeren Geschwister kamen, da sie keine Mutter hatten, nach dem Krieg in ein Heim, also meine beiden kleinen Schwestern. Bandi, mein Bruder, konnte sich damals der Gemeinschaft nur sehr schwer anpassen, und deshalb mußte er zu Hause bleiben. Erzsi und ich versuchten, von zu Hause wegzukommen, was uns in den fünfziger Jahren gelang. Wir versuchten, zu leben, zu arbeiten und zu lernen, und das war zu Hause schwierig.

O.: Aber Sie beide wohnten zusammen, Sie und Ihre Schwester?

P.: Ja, eine Zeitlang wohnten Erzsi und ich zusammen. Dann heiratete ich. Ziemlich lange hatten wir keine Wohnung, und dann bekamen wir eine kleine Wohnung. Und dann eine etwas größere, und dann diese hier, und dann ließen wir uns scheiden. Zwanzig Jahre waren wir zusammen. Wir haben zusammen einen Sohn. Mein Mann ist Nichtjude. Auch mein Sohn hat eine Nichtjüdin geheiratet. Auch er ist geschieden, und seit drei Jahren wohnt mein Sohn hier bei mir. Mein Sohn hat nie viel mit dem Judentum zu tun gehabt, er hat lediglich eine jüdische Mutter, aber als er als Kind hörte, denn auch den Kindern haben wir zunächst nicht von unserer Vergangenheit erzählt ... Aber irgendwann im Laufe unserer Scheidung behauptete mein Mann, einer der Gründe für die Scheidung sei, daß ich nervlich ziemlich kaputt sei, auch wenn ich das nicht so empfand, und daß ich deshalb nervlich kaputt sei, weil ich in Auschwitz war. Das sagte er auch unserem Sohn, und da fing der Junge an, sich mit dieser Problematik zu beschäftigen. Und dann verkündete er, er sei Jude. Er hat keine religiöse Erziehung gehabt, weil weder mein Mann noch ich religiös waren. Aber mein Sohn erklärte, er sei Jude, und ich sagte ihm, das würde nicht ganz stimmen, aber er empfindet jetzt Solidarität mit mir. Darüber freute ich mich nicht sehr, weil wir das nie vergessen können, daß wir gezeichnete Menschen in dieser Gesellschaft sind. Und immer habe ich eine innere Angst, daß vielleicht irgendwo für eine Gesellschaft die Umstände schlechter werden, und daß dann diese Frage wieder in den Vordergrund gerät. Denn um die Menge

zu beruhigen und zum Schweigen zu bringen, kommt man darauf zurück, es gäbe eine Schicht, die müsse unterdrückt werden, damit es den anderen besser geht. Und darüber freute ich mich nicht, und als er dann zum Militär mußte, sagte ich meinem Sohn immer: Sag es den anderen Soldaten nicht, wenn ein anderer Soldat dir sagt, er sei Jude, denn vielleicht will er dich nur reinlegen. Wenn man dich direkt fragt, leugne es nicht. Aber du bist wenigstens genauso Christ wie du Jude bist. Meine Enkelin ist dann nur noch Vierteljüdin. Bei uns ist das kein Problem, weder in der Familie noch von Staats wegen. Aber das ist nicht überall so. Ich diskutiere viel mit Juden, die sich schwerer assimilieren und schwerer vergessen. Und ich sagen denen, sie sollen mich in Ruhe lassen, ich bin in Ungarn geboren, ich spreche Ungarisch, und wenn ich überhaupt irgendetwas bin, dann bin ich eine Ungarin bzw., wenn man so will, ein Mensch. Die Antwort, die ich darauf immer bekomme, lautet: Ja, aber man hat dich doch nach Auschwitz gebracht. Das stimmt. Aber nicht ich habe mich dort hingebacht, sondern man hat mich dort hingebacht, warum soll ich mich damit identifizieren? Das hat jemand anders mit mir gemacht, und daß ich nun deswegen sagen soll, ja, ich bin Jüdin, und man hat mich mitgenommen - aber ich bin in allererster Linie ein Mensch. Und ich fühle mich nicht sonderlich zur jüdischen Gemeinde hingezogen, und es gibt viele Leute, die mir daraus einen Vorwurf machen. Wie wage ich es, die ich unter dem Faschismus bis zum Schluß so gelitten habe, mit allen damit verbundenen Qualen?

O.: Gab es denn in der ungarischen Gesellschaft nach 1945 Antisemitismus, oder haben Sie damit Erfahrungen gemacht?

P.: Wie man hier zu sagen pflegt, um es mit einem ungarischen Sprichwort auszudrücken, wurde das unter den Teppich gekehrt. Also es wurde unter den Teppich gekehrt, unter vorgehaltener Hand, nicht offen. Also persönlich habe ich auch in der Vergangenheit damit keine Erfahrungen gemacht, was Individuen betraf. Man hat immer wieder versucht, meine Aufmerksamkeit auf dieses Thema zu richten. Es geht nicht darum, daß ich dieses Thema unter den Teppich kehren möchte, aber ich mag diese Arten von Unterscheidungen nicht. Und wenn ich es nicht mag, daß andere Leute mich so klassifizieren, dann darf ich so was auch nicht machen. Denn nicht das ist das Kriterium für die Art, wie wir uns voneinander unterscheiden. So daß ich über die vergangenen vierzig Jahre nicht sagen kann, daß das für mich ein Problem gewesen wäre. Fast ist es jetzt deutlicher zu

spüren, denn jetzt melden sich alle Leute zu Wort, und die Tendenz ist viel stärker geworden, die Leute irgendwelchen Kasten zuzuordnen: das ist ein Christ und das ist ein Jude, und das ist diese Partei oder jene, so daß ich es jetzt stärker verspüre, wie sehr versucht wird, die Leute voneinander zu unterscheiden und zu klassifizieren, und das gefällt mir persönlich überhaupt nicht. Denn auch jetzt gibt es solche und solche und solche, und dadurch, daß sich jemand zu diesem und jenem hingezogen fühlt, unterscheidet er sich wiederum von den anderen, und das gefällt mir nicht. Ich persönlich bin damit nicht einverstanden, aber das ist nun mal so, und ob mir das paßt, danach hat mich niemand gefragt. So daß ich es nicht mag, wenn man mich beispielsweise den Juden oder den Nichtjuden zuzuordnen versucht.

Also jetzt noch ganz kurz, als wir in das Arbeitslager kamen, war auch das mit vielen Widrigkeiten verbunden, aber wir wußten vielleicht, daß wir jetzt am Leben bleiben würden und nicht mehr in die Gaskammer geschickt würden. Wir arbeiteten dort. Übrigens bekamen wir in den siebziger Jahren etwas Wiedergutmachung von deutscher Seite. Das waren sehr geringe Geldbeträge, die vielleicht auch als Arbeitslohn bezeichnet wurden. Natürlich waren auch sehr viele unter uns, die das Geld nicht annehmen wollten, weil man auch unsere Toten nicht mit Geld ersetzen kann und auch das, was wir erlitten haben, nicht. Aber mein Standpunkt war, daß diejenigen, die am Leben geblieben sind, ruhig auch ein Stück Brot mehr bekommen sollen. Ich weiß nicht, inwiefern Euch das interessiert. Das lief über eine ungarische Bank. Irgendein BRD-Bundesrückerstattungs... Einmal bekam ich einen Betrag von 13.000,- Forint, dann einmal als Erbe eine lächerliche Summe, damals lebte meine Schwester Erzsi bereits nicht mehr, als wir das Geld endlich bekamen. Das hier bekam ich als Erbe für meine Mutter, und zwar 1625,- Forint, und 1625,- Forint für meine Schwester.

O.: In welchem Jahr war das?

P.: 1973.

O.: Und das war eine Zahlung von der Bundesregierung oder von den Firmen speziell?

P.: Hier steht etwas.

Höpp: Nach dem Bundesrückerstattungsgesetz...

O.: Also Bundesregierung.

Dokument: Auf der Basis eines bundesdeutschen Gesetzes aus dem Jahre 1957.

O.: Aber Sie mußten dort auch einen Antrag stellen, oder haben Sie das automatisch bekommen?

P.: Alle möglichen Formulare mußte ich ausfüllen. Sehr, sehr viele Formulare. Wir fingen 1957 damit an, und erst in den siebziger Jahren...

O.: kam das Geld dann.

P.: Ich glaube, dieses hier ist eine Firma.

Höpp: Ein Dokument. Das Datum des Dokumentes ist 9. Januar 1964:

"Wir teilen Ihnen mit, daß auf der Basis der Wiedergutmachung gegenüber der Firma AEG die Compensation Treuhand GmbH in Frankfurt am Main die folgende Summe für Sie eingetroffen ist: Ft 6839,30. Wir haben dafür gesorgt, daß das Geld nach Budapest überwiesen wird. Das ist die Summe von DM 1200,- Wiedergutmachung, wobei DM 5,- Bearbeitungsgebühr für die Überweisung abgezogen wird."

O.: Und das war auch nur diese einmalige Zahlung?

P.: Es gab auch andere Zahlungen. Das wurde nicht in DM ausgezahlt, sondern immer in Forint. Und davon wurde auch noch alles mögliche abgezogen. Es wurde also eine einmalige Zahlung von 6800 und ein paar Forint gezahlt, das ging alles durcheinander, und dann habe ich hier noch eine andere Zahlung bekommen, und zwar in Höhe von 13.000,- Forint, zu einem späteren Zeitpunkt. Das war also die erste Zahlung vom Januar 1964, und das hier ist vom 3. Juni 1972, 13.000,- Ft. Es sind also viele unterschiedliche Papiere. Wir haben bei der Firma Telefunken gearbeitet, und deswegen habe ich getrennt noch Arbeitslohn bekommen. Immer wurde gesagt, das sei das letzte.

Höpp: Vielleicht lese ich das mal kurz vor?

O.: Ja.

Höpp: Wir haben hier ein Dokument von der Compensation Treuhand GmbH. Das Datum ist der 6.7.62:

"Unter Bezugnahme auf Ihre bei dem Committee of Former Slave Laborers, New York, und/oder bei der Compensation Treuhand GmbH, Frankfurt am Main, eingereichte Anmeldung wegen geleisteter Zwangsarbeit für die Firmen AEG und Telefunken senden wir einen Fragebogen in vierfacher Ausfertigung mit der Bitte um möglichst genaue Beantwortung der darin gestellten Fragen. Wir bitten, drei ausgefüllte und unterschriebene Exemplare des Fragebogens innerhalb eines Monats hierher zurückzuschicken. Compensation Treuhand GmbH. + Anlagen."

P.: Wann war das?

Höpp: 62.

P.: Das war der Anfang, und noch in den siebziger Jahren bekam ich solche Sachen. Und jetzt gibt es etwas Neues, jetzt will uns der ungarische Staat Wiedergutmachung zahlen. Das bedeutet 500,- Forint mehr Rente im Monat. Ich bekomme diese 500,- Forint noch nicht, aber die Anträge sind genehmigt, so daß ich jetzt jeden Moment damit rechnen kann. Das wird in Budapest, im Amt für Wiedergutmachung, Kürt utca 6 im VII. Bezirk, bearbeitet. Mein Bruder, der in Szentgotthárd ist, der hat schon so etwas bekommen. Er hat keine Rente und bekommt dieses Geld als eine Art Unterstützung. Die Bürgermeisterei von Szentgotthárd hat das bearbeitet; das Geld bekomme ich, weil ich die Vormundschaft für ihn habe. Das ist besser als gar nichts. Ich gebe sehr viel mehr Geld für ihn aus, aber wenn ich eines Tages nicht mehr sein werde, wird er wenigstens etwas haben. Dann wird er wenigstens das hier haben. Ich habe das für meinen Bruder beim Amt für Wiedergutmachung organisiert, weil er im Ghetto gewesen ist. Ich habe an die Bürgermeisterei von Szentgotthárd geschrieben, und die Bürgermeisterei hat meinen Antrag letztes Jahr im Dezember angenommen. Die 500,- Forint erhält er rückwirkend ab Mitte 1990, das sind 8500,-. Und gerade heute habe ich das Geld für meinen Bruder bekommen, was ich ihm morgen anweisen werde. Wieviel ich selbst bekommen werde, weiß ich noch nicht, weil meine Rente auf ein Bankkonto überwiesen wird, und erst wenn ich in ein oder zwei Tagen den Kontoauszug bekomme, dann werde ich sehen, ob das Geld einge-

troffen ist.

Es war so, daß sehr viele von uns gesagt haben, sie wollen diese 500,- Forint nicht haben, denn damit ist noch überhaupt nichts bezahlt. Aber ich habe gesagt, Leute, davon können wir zwei Kilo Fleisch kaufen, und das ist besser als gar nichts. Was wir bekommen, das sollen wir auch annehmen. Ich empfinde das nicht als richtige Wiedergutmachung oder als Schadenersatz, aber was man bekommt, das sollte man doch annehmen, es ist besser als gar nichts. Mehrere Leute haben zu mir gesagt: "Wozu gehst du da in die Kürt utca und läßt dich dort als Jüdin eintragen? Das alles wird doch nur gemacht, damit man eine Liste hat, aus der hervorgeht, wieviel Juden es in Ungarn gibt!" Woraufhin ich sagte: "Ob ich nun in dieses Büro gehe oder nicht, ist ganz egal, denn mich kann man auch so finden." Und später sind dann auch die anderen dort hingegangen. Schließlich ist es doch besser, wenn man diese 500,- Forint bekommt, als wenn man sie nicht bekommt. Es heißt, daß wir später noch mehr bekommen solle, aber die Frage ist, ob wir das noch erleben werden. Denn wir sind auch nicht mehr ganz jung. Aber 500,- Forint sind 500,- Forint. Das Geld wird zur Rente hinzugerechnet, und wenn der ungarische Staat die Renten prozentual erhöht, dann richtet sich die Rentenerhöhung nach dem neuen Betrag, und die Rentenerhöhung fällt dementsprechend größer aus.

Also mit all dieser Wiedergutmachung, mit der, die es früher von den Deutschen gab, und mit der jetzigen, haben viele Leute Probleme. Aber diejenigen, die damals nichts beantragt haben, haben es dann später doch bereut. Natürlich geht es nicht darum, daß man mich für den Verlust meiner Mutter mit 1600,- Forint entschädigen könnte, denn auch mit Millionen könnte man das nicht, denn man hat schließlich nur eine Mutter, aber wenn man das etwas anders auffaßt, dann hat man in dieser Beziehung trotzdem keine Gewissensprobleme. Wir wissen, daß es im Leben Dinge gibt, die man nicht mit Geld bezahlen kann. Damit kann man weder etwas ändern, noch Schadenersatz leisten, aber...

O.: Aber es kann das Leben ja auch erleichtern.

P.: Wie dem auch sei, in Budapest und überall ist alles sehr teuer, und dann habe ich also 500,- Forint mehr. Und wenn ich dann für die Vergangenheit noch eine einmalige Zahlung von 8000,- oder 9000,- Forint bekomme, so ist auch das etwas wert. In einem ungarischen Sprichwort heißt es: Was man dir gibt, das nimm an, und wenn du Schläge kriegst, dann lauf davon.

Aber jetzt werden nicht nur die Juden entschädigt, sondern viele andere auch, alle sozialen Schichten, Zwangsumgesiedelte, Insassen des Lagers von Recsk, zur Zwangsarbeit Verpflichtete. Es gibt in Ungarn mittlerweile bald keine Schicht mehr, die nicht in irgendwelchen schrecklichen Dingen involviert gewesen wäre, so daß die ganzen 10 Millionen Ungarn wegen irgendwelcher Dinge Wiedergutmachung bekommen müßten. Ich kenne nur sehr wenige Leute, die nicht aus irgendwelchen Gründen Wiedergutmachung beantragen, ob das nun Juden sind oder Christen, jeder ist in irgendeine Falle reingeraten und einige auch in mehrere. Es hat Juden gegeben, die sind nach Hause gekommen, die haben Auschwitz überlebt, und dann kamen sie hierher und wurden zwangsumgesiedelt. Also das Leben war damals sehr ereignisreich.

Also noch über das Arbeitslager, wir kamen also dorthin, um dort zu arbeiten.

O.: Frau Papp, ich würde vorschlagen, daß wir vielleicht jetzt eine Pause machen. Wenn Ihnen das recht ist, würden wir gerne morgen noch mal kommen.

(Organisatorisches)

P.: Wenn mein Sohn nach Hause kommt, dann sagt er: "Mutter, ich werde euch nicht stören." Aber ich habe vor ihm keine Geheimnisse. Er kann alles hören. Er ist sowieso ein neugieriger Mensch und möchte über die Vergangenheit alles wissen. Die Jugend von heute kann sich das sowieso nicht vorstellen, wie das so gewesen ist. Und ich wünsche den jungen Leuten, daß sie sich das auch gar nicht vorstellen können mögen, daß es so etwas gegeben hat.

(Organisatorisches)

P.: Es hat schon Leute gegeben, die versucht haben, die Verantwortung für diese ganzen Ereignisse so zu klären, daß man gesagt hat, die Juden seien selbst Schuld, daß sie das zugelassen haben, daß man mit ihnen so etwas machte. Aber wir waren Zivilisten, wir waren keine Soldaten, wir waren nicht bewaffnet. Das war also kein Krieg, wo wir als Kriegsgefangene oder so etwas hingekommen wären. Sondern wir waren junge Leute, die sich nicht verteidigen konnten. Und so hatten wir nicht viele Möglichkeiten, zu sagen, wir gehen da jetzt nicht hin. Deshalb können wir auch nicht gleichermaßen verantwort-

lich sein. Soldaten haben Waffen, sie stehen einander gegenüber, Bewaffnete, die entweder schießen oder nicht schießen. Aber hier standen unbewaffnete Zivilisten, darunter solche Menschen wie meine Mutter, die keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, eine sehr sanfte Frau, die alle sehr schätzten, und selbst wenn ich sehr gründlich darüber nachdächte, was sie getan haben könnte, um dort hinzukommen, wüßte ich es nicht. Und solche Leute dann bewaffneten Soldaten gegenüberzustellen! Meine Mutter sagte immer, wir sollten alles tun, was man uns befahl, denn dann würden wir sicher am Leben bleiben. Die auch noch glaubte, das müsse so sein, daß wir uns unsere Sterne anhefteten, weil uns das so gesagt worden war. Und wenn ich bis dahin gläubig gewesen wäre, wäre ich es nach Auschwitz sicher nicht mehr gewesen. Da bin ich ganz sicher. Es mag sein, daß es in der Welt seitdem andere schreckliche Dinge gegeben hat und auch vorher, denn die Geschichte der Menschheit ist voller Grausamkeiten, aber solch eine wehrlose Menge, Kinder, Alte, die dort den Soldaten gegenübergestellt wurden, ich weiß nicht, ob es so etwas noch woanders gegeben hat. Das alles nur deswegen, weil sie Juden waren. Es gab dort zwar auch andere, aber vor allem Juden. Es gab auch ein paar Zigeuner, aber weniger. Auch das war sehr tragisch. Denn auch das waren unbewaffnete, unpolitische Menschen. Und auch dort gab es Kinder. Aber in großen Massen wurden die Juden aus ganz Europa verfolgt.

O.: Ja, das ist sicher etwas, was es in dieser Art nur einmal gegeben hat.

P.: Ja, das war eine ganz einzigartige Sache, vor allem mit diesen Gaskammern. Das war so eine Art der Vernichtung, wie man sie in keine Kategorie einordnen kann. Natürlich ist es vollkommen unmöglich, ein Volk ganz und gar auszurotten, denn ein kleiner Kern bleibt immer, und Volksgruppen kann man nicht ganz ausrotten.

(Eintreffen von Herrn Papp)

P.: Deine Mutter erzählt ihr Leben.

Herr P.: Das werde ich mir anhören.

(Allgemeines, Organisatorisches)

Höpp: Und morgen würden wir gern ein paar Worte über die Arbeitslager hören.

P.: Die Arbeitslager? Reichenbach und die anderen?

Höpp: Reichenbach und Fallersleben, Salzwedel.

P.: In Salzwedel haben wir bereits nicht mehr gearbeitet. Dort sind wir nur noch befreit worden. Es kam die Front, und wir zogen immer weiter. Man sieht, daß das Ziel bereits darin bestand, daß wir am Leben bleiben sollten.

(Dankesworte)

Ende des Interviews am 10.3.92.

Beginn des Interviews am 11.3.92

Gespräch mit Györgyné Papp am 11.3.92 in Budapest

Papp: ... und in welchem Maße sie sich getraut haben, beziehungsweise nicht getraut haben, Juden zu sein. Dazu gibt es eine sehr interessante, wahre Geschichte, die ich kurz erzählen möchte. Wir wohnten im selben Haus wie eine jüdische Familie, die drei Söhne hatte. Die Familie war linksgerichtet, in der Partei und nicht religiös. In diesem Geiste wurden auch die drei Söhne erzogen. Das war Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre. Die Kinder waren also ungefähr 10, 12 und 14 Jahre alt. Eines Tages kamen die beiden Jüngeren aus der Schule und stritten sich sehr heftig. Und der eine beschimpfte den anderen sehr grob als Juden. Also "Du blöder Jude!" und mit entsprechenden Attributen. Denn sie hatten in der Schule gehört, daß man so etwas sagen kann, wenn man mit einem Mitmenschen nicht ganz einverstanden ist. Diese Schulkinder wußten zwar nicht genau, was damit gemeint war, aber sie wußten, daß das etwas Häßliches ist. Und wenn ich mit jemandem böse bin, dann beschimpfe ich ihn so, weil das etwas sehr Häßliches ist. Und so stritten sich also auch die Geschwister, die dann weinend nach Hause kamen. Die Mutter bekam zu Hause einen großen Schreck und wollte wissen, was los war. Und da sagte der Kleine, daß der Große ihn auf dem Schulweg geschlagen und mit "Jude" beschimpft hatte. Woraufhin die Mutter völlig verzweifelte und keine Worte fand. Wir verstanden uns gut, wir wohnten im selben Haus, und die verzweifelte Mutter erzählte uns diese Geschichte und wollte wissen, was sie denn jetzt tun sollte. Sie sprach mit ihrem Mann, und sie beschlossen, sich mit allen drei Kindern zusammzusetzen, und den Kindern zu erzählen, was das überhaupt sei, ein Jude. Und daß auch sie alle Juden seien. Vollkommen unabhängig davon, daß sie außerdem auch noch Kommunisten und linksorientierte Menschen seien, und daß sie alles durchgemacht hatten, was einige Juden hier durchlebt hatten. So geschah es also. Es dauerte ungefähr zwei Wochen, bevor die beiden jüngeren Kinder wieder zu sich kamen. Für sie war das eine fürchterliche Erfahrung gewesen, daß sich hinter dem Begriff des Judentums ein menschliches Antlitz verbirgt und daß auch die von ihnen verehrten Eltern Juden seien, daß das Judentum nicht etwas Außenstehendes, Schreckliches sei, sondern daß auch sie Juden seien. Für die Kinder war das eine schreckliche Erfahrung.

(Unterbrechung)

P.: Das war also schrecklich für die Kinder, bis sie zu sich kamen, vor allem für die beiden kleineren, der Älteste hat das besser aufgenommen und ist darüber hinweggekommen und hat das begriffen. Ich erzähle Ihnen das deshalb, weil es vielleicht nicht gerechtfertigt war, daß darüber vorher nicht gesprochen worden war und wir uns immer so verhalten hatten, als gäbe es dieses Thema gar nicht, und Kinder aufgezogen hatten, die von all diesen Dingen keine Ahnung hatten. Und das werde ich mein Leben lang nicht vergessen, wie dort die jüdischen Kinder sich gegenseitig als Juden beschimpften. Das war sehr schwer. Aber das war auch für die Eltern eine Lehre. Daß man dieses System noch so sehr kommunistisch nennen konnte. Wir dachten, daß wir in diesem System unseren Platz finden und nicht von den anderen abgedrängt werden würden. Und vor allem glaubten wir an eine Idee - nicht so sehr an diejenigen, die diese Idee in die Praxis umsetzten, so, wie das geschah. Denn wir glaubten an diese Idee, daß wir die Probleme dieser Welt nur gemeinsam lösen können, als gleichberechtigte Brüder und Schwestern in einer Gesellschaft, in der es keine Ausbeutung gibt. Das lief dann nachher zwar doch anders. Aber soviel darüber.

Orth: Haben Sie sich denn selber auch aktiv am Wiederaufbau des Staates nach 1945 beteiligt?

P.: Das kann man so sagen, ja. Ich trat in die Partei ein, etwas anderes konnte ich mir gar nicht vorstellen. Auch vor dem Krieg hatte ich mit den linksgerichteten Bewegungen sympathisiert. Ich trat in die Partei ein. Ich bekam die Möglichkeit, an der Universität zu studieren. Ich war damals 28 Jahre alt, also ungefähr 10 Jahre älter als die anderen. Und da kam ich an die Universität für Wirtschaftswissenschaften, wo wir das, was uns dort beigebracht wurde, als etwas Heiliges ansahen. Von 1949 bis 1953 studierte ich dort. Dann machte ich Examen. Und dann lernte ich das wirkliche Leben und diverse Arbeitsplätze kennen, wo sich sehr bald herausstellte, daß nicht alles so schön und gut war, und daß nicht alle Leute gleich dachten. Denn an der Universität hatte es eine uniforme bzw. gleichgeschaltete Denkweise gegeben. Und auch diejenigen, die diese Meinung vielleicht nicht teilten, taten zumindest so, als teilten sie sie, weil auch die ihr Examen machen wollten. So daß wir die Unterschiede gar nicht wahrnahmen, was die Leute, die vielleicht unzufrieden oder nicht mit allem einver-

standen waren, betraf. Nachdem ich 1953 Examen gemacht hatte, gab es hier gewisse politische Veränderungen. Rákosi wurde für kurze Zeit durch Imre Nagy abgelöst, der etwas andere Vorstellungen vom Heil der Nation hatte, das heißt, daß die Schwerindustrie nicht ganz so großen Vorrang bekam. Man kümmerte sich mehr um den Lebensstandard und den Konsum. Und während dieser ganz kurzen Zeit unter Imre Nagy wurde auch etwas mit der Vergangenheit abgerechnet. Und dann ging es weiter mit dem Rákosi-Regime, bis 1956. Aber für mich persönlich, und ich kann hier immer nur für mich sprechen, für mich reichte diese kurze Zeit, um mich dazu zu bringen, anzufangen, die Ereignisse kritischer zu verfolgen und mit offenen Augen durch die Welt zu gehen. Natürlich war ich auch weiterhin in der Partei, und ich glaubte an ihre Ideale. Nur hielt ich nicht mehr alles, was damals geschah, für so unabdingbar und heilig. Nachdem ich dann die Universität absolviert hatte, kam ich an verschiedene Arbeitsstätten, als Ökonomin. 20 Jahre habe ich bei der Ungarischen Tiefkühlindustrie bzw. in deren Zentrale gearbeitet. Also nicht Kühlschränke, sondern Tiefkühlprodukte. Dort leitete ich die Finanzabteilung. 1971 kam ich dann zu den Budapester Öffentlichen Bücherhallen, wo ich Direktorin für Wirtschaftsangelegenheiten wurde. Und 1980 ging ich von dort aus in Rente. Damals ging ich schon auf die 60 zu, ich habe also etwas länger gearbeitet, als gesetzlich vorgeschrieben ist.

Nach den Ereignissen von 1956 trat ich in die neue Partei nicht ein, sondern erst später wieder. Und ansonsten machte ich meine Arbeit. Bei der Partei war ich im allgemeinen in den Bereichen Propaganda und Kultur tätig.

O.: Das heißt, Ihr Engagement für die Partei ging auch über die bloße Mitgliedschaft hinaus? Also Sie haben auch aktiv dort etwas getan.

P.: Ja, auf diesem Gebiet schon. Ich habe also das Volk unterrichtet, die Ideologie und das Gedankengut, aber auch Politische Ökonomie und Philosophie und ähnliches unterrichtet.

O.: In Abendlehrgängen, oder wie...?

P.: Das waren sogenannte Seminare, an denen die Kollektive der Werktätigen nach der Arbeitszeit teilnahmen. Das heißt, die Kollektive an den Arbeitsstätten, dort, wo ich gerade selbst auch arbeitete.

O.: Ja. Und das haben Sie die ganze Zeit, auch während Ihrer Berufstätigkeit, gemacht?

P.: Das kann man so sagen. Sogar auch noch, nachdem ich in Rente ging. Aus dem Büchereikollektiv kam ich in ein Rentnerkollektiv aus dieser Gegend. Und selbst wenn ich mich nicht aktiv um diese Tätigkeit bemüht hatte, so kam ich doch dazu, und in dieser Rentnergemeinschaft wurde ich die Kulturbeauftragte. Das heißt, daß ich Ausflüge organisierte, daß wir gemeinsam Vorträge besuchten und ähnliches.

O.: Das ist jetzt aber zu Ende, diese Tätigkeit, oder?

P.: Nun, als hier die politischen Veränderungen eintraten, und als aus der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei einerseits die Ungarische Sozialistische Partei wurde, während andererseits die alte Partei weiterbestand, trat ich in die neue, also in die Ungarische Sozialistische Partei ein. Dort übernahm ich aber keine Ämter mehr. Aber die Partei gab Rentnern die Möglichkeit, eine außerparteiliche Rentnerorganisation ins Leben zu rufen, wo alle mitmachen konnten. Und ich wurde in den Vorstand dieser Organisation gewählt. Dort kümmern wir uns um die Menschen, wir vertreten ihre Interessen, eventuell geht es um Hilfeleistungen, Rentnererhöhungen, Kultur, Begegnungen, Teenachmittage usw. Und damit befasse ich mich. Und zwar nicht als Parteimitglied, aber die Leute, die dort sitzen, kennen mich aus der Partei, und so kam es dazu, daß ich dort hineingewählt wurde. Wir haben nur insofern etwas mit der Partei zu tun, daß uns die Partei einmal in der Woche einen Raum zur Verfügung stellt, wo wir uns treffen können.

O.: Was bedeuten für Sie selbst diese Veränderungen in Ungarn in den letzten Jahren? Ist das für Sie ein Scheitern der staatlichen Politik oder auch ein Scheitern der Ideale, die mit dieser Politik ja auch immer verbunden waren?

P.: Ganz so sehe ich das nicht. Schon seit 1953 hatte ich versucht, die Dinge etwas kritischer zu betrachten, und auch als Ökonomin, die ich gesehen habe, daß im wirtschaftlichen Leben dies und das und jenes nicht gut funktionierte, habe ich mir diesen kritischen Geist bis zum Schluß bewahrt. Im Laufe der Jahre haben meine Erfahrungen diese kritische Denkhaltung eher verstärkt. Aber ich hatte mir das so gedacht, daß innerhalb

des Systems Abhilfe geschaffen werden könnte, mit Reformen. Und ich hätte nicht gedacht, daß all diese Systeme, von der Sowjetunion angefangen, dermaßen scheitern würden. Das war für mich eine Überraschung. Ich meine nicht, daß eine Idee gescheitert ist, denn eine Idee kann nicht scheitern. Wenn es irgendwo in der Welt, ganz egal wo, den Leuten nicht gut geht, wenn sie Not leiden, und wenn es keine Gleichberechtigung gibt und die Leute nicht wie Menschen leben können, dann wird man sicherlich den Sozialismus auf die Fahnen schreiben und an den Sozialismus glauben. Wie man den Sozialismus gut verwirklichen kann, dafür hat die Geschichte, wie mir scheint, noch kein Beispiel geliefert. Es ist also nicht die Idee, die mich enttäuscht hat. In diesem System habe ich Fehler gesehen, aber auch das System als solches hat mich nicht enttäuscht. Aber ich hätte nicht gedacht, daß das ganze System so sein Ende finden würde. Ich glaube nicht an ein bürgerliches System in Osteuropa, welches in der Lage wäre, die hiesigen Probleme in relativ kurzer Zeit zu lösen. Wenn ein Land wenig besitzt und es wenig zu verteilen gibt, dann ist es ganz egal, was die Leute auf ihre Fahnen schreiben, denn es wird doch nicht besser werden. Hier gibt es jetzt eine große Arbeitslosigkeit, viele Fabriken sind geschlossen worden. Ich glaube, nicht, daß man dieser Masse von Arbeitslosen wirklich glaubhaft machen kann, daß das jetzige System wirklich besser ist als das vorhergegangene. Denn bisher haben die Leute Arbeit gehabt, sie hatten etwas zu essen - sie hatten zwar nicht viel, aber das hatten sie mit Sicherheit. Das heißt, daß die Mehrzahl der Leute es geschafft hat, eine Wohnung in einem Hochhaus und ein kleines Häuschen auf dem Lande und einen Trabi zu besitzen - im Durchschnitt; es gab einige, die auch besser gelebt hatten, aber die Durchschnittsbürger, die einfachen Arbeitnehmer erreichten dieses Niveau. Jetzt haben aber viele Leute auch diese Perspektive nicht mehr. Es gibt einige, denen es sehr gut geht, und die nicht im Hochhaus wohnen, sondern ihre eigene tolle Villa haben, und keinen Trabi, sondern ein wunderbares Westauto. Aber gleichzeitig wird es Massen, um nicht zu sagen Millionen von Leuten geben, für die alles unerreichbar sein wird. Und um diese Probleme zu lösen, sind Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen dringend notwendig. Wir brauchen Fabriken, in denen Produkte hergestellt werden, die man auch in den Westen verkaufen kann, da die Ostmärkte aus den bekannten Gründen sehr stark geschrumpft sind. Jetzt heißt hier die Parole: "Auf nach Europa!" Aber Europa hat auch ohne uns genug Sorgen. Man hat also nicht gesagt: "Jetzt kommt schon endlich!" Aber hier

gibt es eine Menge Leute, die glauben, daß nicht nur Europa, sondern auch Amerika auf uns wartet. Und deren einziges Ziel darin besteht, Ungarn in ein blühendes kapitalistisches Land umzuwandeln. Aber das ist nicht ganz so einfach, und ganz so funktioniert es auch nicht. Es kommen Leute aus dem Westen und auch aus dem Osten, die sehen, daß die ungarische Arbeitskraft ihnen helfen kann, noch schneller reich zu werden. Die kommen also nicht deswegen her, damit wir reich werden, sondern um ihr Kapital an geeigneter Stelle zu investieren. Wenn das auch für uns gut wäre, dann wäre das auch gar nicht schlimm. Aber sehr viel deutet darauf hin, daß dem nicht so ist, das heißt, es kommt nicht das Kapital, und es kommen nicht die Produktionsstätten hierher, die wir eigentlich brauchen. Noch nicht. Vielleicht später. Denn hoffen muß man immer.

O.: Aber Sie selbst würden sich nach wie vor als Kommunistin oder Sozialistin bezeichnen?

P.: Ja. Ich bin sehr wohl Mitglied der MSzP, der Ungarischen Sozialistischen Partei. Etwas andere kann ich nicht tun: Entweder ich beschäftige mich überhaupt nicht mit Politik - aber da ich das mein ganzes Leben lang gemacht habe, wäre es sehr schwierig, jetzt eine Kehrtwendung zu machen. Und von den vielen schlechten Möglichkeiten ist dies vielleicht die am wenigsten schlechte. Und ich fühle halt, daß ich dort hingehöre.

O.: Ja. War es denn irgendwann in Ihrem Leben ein Widerspruch: auf der einen Seite eine Jüdin zu sein, auf der anderen Seite Kommunistin, oder war das nie ein Widerspruch für Sie selbst?

P.: Nein. Nein. Das sind nicht zwei voneinander getrennte Sachen. Der Kommunismus, das ist eine Idee - ob jemand nun Jude oder Nichtjude ist oder Hottentotte oder was auch immer. Und da ich nie sehr religiös gewesen bin und ich nicht aktiv zur Jüdischen Gemeinde gehört hatte, hatte ich nichts zu verleugnen. Also solche Sorgen habe ich nicht gehabt.

O.: Das heißt also auch, das Judentum spielt für Sie heute keine Rolle mehr, oder hat noch nie eine Rolle gespielt?

P.: Nun, ich leugne das nicht, daß ich Jüdin bin. In meiner persönlichen Umgebung wissen das alle, sowohl die Christen als auch die Nichtchristen, und die Parteimitglieder ebenso wie die Nicht-Parteimitglieder. Aber in meinen Augen sind die Ju-

den keine separate Kaste, und deswegen habe ich keine solchen Konflikte.

O.: Ja. Wir haben jetzt hier in den Gesprächen sehr oft auch gehört, daß es nach 1945 wieder Antisemitismus hier in Ungarn gab. Haben Sie auch ähnliche Erfahrungen gemacht?

P.: Wie ich auch gestern schon in diesem Zusammenhang erwähnt habe, wurde das alles in den letzten 40 Jahren unter den Teppich gekehrt. Und jetzt kommt es unter dem Teppich hervor. Und alle Leute bekennen sich ganz offen zu dem, wozu sie sich gerade bekennen wollen. Und dadurch werden die Menschen in Gruppen eingeteilt. Das heißt: aus dem einfachen Grunde, weil es weniger zu essen gibt, sucht man wieder nach Gruppen, die man dafür verantwortlich machen kann. Extremisten gibt es immer, und Randgruppen gibt es auch immer, und zu solchen Zeiten besinnt man sich auf das Judentum, was man dann für irgendetwas verantwortlich machen kann. Aber ich glaube nicht, daß diese Tendenzen hier zu stark sind. Es gibt einzelne Phänomene, ich weiß nicht, wieviel Beachtung die verdienen. Ich glaube nicht, daß jetzt auch jene Stimmen immer lauter würden, die sagen: "Ich bin Jude/Jüdin und du nicht!". Nun, ich meine, daß so etwas auf beiden Seiten Haß verursacht. Mit anderen Worten, man sollte die Leute in Frieden lassen. Und das bezieht sich jetzt nicht nur auf die Juden, wenn ich das sage, sondern das bezieht sich genauso auf die Christen und Buddhisten und auf alle anderen auch, daß jeder mit seinem eigenen Gewissen und mit sich selbst abmachen sollte, zu welchem Gott er betet und in welche Kirche er geht, und was ihm sein eigenes Gewissen erlaubt - anstatt im Gegensatz zu anderen Leuten nun Jude oder Katholik oder was auch immer zu sein. Sondern man ist irgend etwas, und daran soll man sich halten, und die Leute sollen sich gegenseitig respektieren.

Natürlich bedeutet das Judentum hier wie überall in der Welt noch sehr viel mehr als eine Religion. Denn Juden sind auch Leute, die vor 50 Jahren christlich getauft wurden, und Juden sind auch Leute, die niemals ihren Fuß über die Schwelle einer Synagoge setzen würden. Ob sie nun eigentlich eine Volksgruppe oder ein Ethnikum sind, das ist eine Frage für die Historiker, aber das bedeutet auf keinen Fall, daß ich zum Beispiel in die Synagoge gehen und den jüdischen Bräuchen gemäß leben muß. Ich gelte auch als Jüdin, wenn ich überhaupt nicht in die Synagoge gehe, mit anderen Worten, nicht das ist das Kriterium. Auch 1944 habe ich keine Synagoge betreten, und trotzdem mußte ich

mir den gelben Stern anheften, und ich kam trotzdem nach Auschwitz. Das heißt, daß nicht die Religionszugehörigkeit das Entscheidende war.

O.: Haben Sie denn irgendwann einmal überlegt, nach Israel zu gehen?

P.: Nein. Weil ich mich sehr stark als Ungarin fühle. Die ungarische Sprache ist die, die ich wirklich beherrsche. Ich habe es versucht, ich habe ein bißchen Deutsch gelernt und auch Englisch, aber eigentlich keine dieser Sprachen so richtig erlernt, nur ein bißchen. Hebräisch kann ich überhaupt nicht - wobei man das in Israel nicht unbedingt können muß. Und ich bin auch mit dem israelischen Staat nicht so hundertprozentig einverstanden. Da ich mich für eine Sozialistin halte, würde es mir ganz offensichtlich nicht gefallen, in einem Staat zu leben, wo es wiederum nur Kasten gibt - auch innerhalb des Judentums: dies ist ein polnischer Jude, der ist dann und dann gekommen, das ist ein Einheimischer, der hier ist so ein Jude, das da ist so ein Jude, und irgendwo ganz weit hinten kommen dann die ungarischen Juden. Und dann ist da noch dieser Haß auf die Araber, wobei dieses Gebiet ja ursprünglich den Arabern gehörte. Vielleicht ist das nicht die Schuld Israels, sondern vielleicht haben damals die Welt und die Vereinten Nationen das verschuldet, daß ein Teil des arabischen Volkes aus seiner Heimat vertrieben wurde. Und bis zum heutigen Tage sind die Probleme noch nicht gelöst, wo nun diese Leute hingehören. Und das hat auf beiden Seiten natürlich Haß ausgelöst.

Ich kann das natürlich verstehen, daß die Juden der Welt, die so viel gelitten haben, ein eigenes Land haben wollten, wo sie nicht tagtäglich damit konfrontiert werden, daß sie solche oder solche Juden sind, wo sie erhobenen Hauptes herumlaufen können, und wo sie genausoviel wert sind wie die anderen. Aber vielleicht ist die jetzige Lösung nicht die allerbeste, ich weiß es nicht.

O.: Wurde das denn irgendwann mal zu einem Konflikt: auf der einen Seite Nationalgefühl, auf der anderen Seite Kommunismus?

P.: Nein, denn hier gab es ja ein kommunistisches System. Beziehungsweise höchstens vor dem Krieg, denn auch vor dem Krieg sympathisierte ich mit der Linken. Nach dem Krieg konsolidierte sich hier dieses System, im Schatten der Sowjets und in

Gegenwart der Sowjetarmee. So einen Konflikt hat es also nicht gegeben.

O.: Ja. Ich würde gerne noch einmal, weil das ja auch das Anliegen unseres Besuches ist, zurückkommen zu der Zeit des Krieges, also zur Haftzeit.

P.: Ja natürlich. Zum Lagerleben? Ja. Wir waren so weit gekommen, daß ich nach Reichenbach gekommen war, um dort zu arbeiten. Dort waren wir also in einem Bereich, der zu einer Telefunken-Fabrik gehörte, das wußten wir damals. Dort gingen wir zur Arbeit. Ganz offensichtlich diente das militärischen Zwecken. So kleine Ersatzteile, kleine Teile mußten wir dort zusammensetzen, das waren feinmechanische Arbeiten. Von da an wurde unser Leben insofern leichter und normaler, daß wir eine normalere Kost bekamen. Es gab keine Gaskammern. Einige Kilometer von der Fabrik entfernt wohnten wir in Baracken. Genau beschreiben kann ich die Baracken nicht mehr, vielleicht schliefen wir dort auf Strohsäcken. Auf jeden Fall waren wir nicht mehr 1.000 Leute in einer Baracke, sondern nur noch ungefähr 40. Das heißt, daß sich nicht mehr 12 Leute auf einer Schlafstelle arrangieren mußten, sondern vielleicht nur zwei. Am Arbeitsplatz war es für mich sehr schwer, weil das so eine Fummelarbeit war, die mir schwerfiel. Meine Schwester Erzsi war gründlicher und manuell geschickter, ihr fiel das leichter. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, ob sich für mich daraus ein Konflikt ergab. Ganz sicher konnte ich nicht so viele fertige Produkte herstellen, wie ich sollte. Aber ich kann mich nicht mehr daran erinnern, daß sich daraus für mich ernsthafte Schwierigkeiten ergeben hätten. Vielleicht wollte man mir eher helfen, damit ich das besser lernte, dies zu machen.

O.: Hat Ihnen denn irgend jemand gezeigt, was Sie da zu tun hatten?

P.: Ich glaube, ja. Ja.

O.: Das heißt, da waren auch zivile Arbeiter in dieser Fabrik beschäftigt?

P.: Ich glaube, ja. Die leitenden Personen waren Soldaten. Die waren nicht immer in Uniform, aber ich glaube, daß sie zur SS gehörten. Es gab auch menschliche Äußerungen, die ich sehr

schlecht aufgenommen habe. Ich kann mir das selbst nicht mehr erklären, warum. Ich erinnere mich daran, daß einmal ein SS-Anführer zu mir hinkam. Ich war hinausgegangen, um mir mit einem Stück schwarzer Seife die Hände zu waschen. Er kam auf mich zu, er sprach mich auf menschliche Weise an und bot mir Toilettenseife und Handtuch an. Und da wir schon seit langer Zeit das Gefühl hatten, daß weder wir in deren Augen Menschen waren, noch sie in unseren, und plötzlich ging mir das so durch den Kopf, was der nun wollte, ob der mich nun als Mensch betrachtete, oder als Frau, oder ob er mir einfach helfen wollte, indem er mir Seife gab, und vielleicht überhaupt keine Hintergedanken hatte. Aber im Rahmen meiner Möglichkeiten habe ich das sehr energisch abgelehnt. Das verstand er nicht. Ich sah, wie er dort stand und nicht begriff, was das für eine blöde Jüdin sein mochte, die ein Stück Seife nicht annahm. Und er schaute mich so an und sagte: "Ach was." Aber diese Episode kann ich doch nicht vergessen. Was mag mich wohl veranlaßt haben, so zu handeln? Ich hätte ja auch höflich ablehnen können. Vielleicht hatte ich Angst. Vielleicht brauchte ich das zum Überleben, daß ich keinerlei emotionale Annäherung zuließ, daß ich nicht dieses Gefühl haben durfte: Ich bin jetzt hier für dich ein Mensch, und was willst du jetzt von mir? Es kann natürlich auch sein, daß es ein Annäherungsversuch mit böser Absicht war, so etwas konnte man nie so recht wissen. Vielleicht gefiel ich ihm auch nur als Frau. Vielleicht wollte er ein bißchen Zeit mit mir verbringen. Und im Zweifelsfalle wäre ich ihm sowieso ausgeliefert gewesen, weil es kaum Möglichkeiten gab, sich zu wehren. Aber dort kam so etwas selten vor, weil wir mit unseren kahlgeschorenen Köpfen alle gleich abschreckend aussahen. Und dann waren da auch noch die Blockältesten, die ihre Weiblichkeit...

(Cassette III,Seite 2:)

O.: Kam denn so was vor, daß es sexuelle Übergriffe gab von SS-Männern auf die Frauen?

P.: Ja, so etwas gab es. Aber nicht so sehr mit den einfachen Häftlingen, sondern eher mit den Funktionshäftlingen, die sehr viel menschlicher aussahen. Ganz zweifellos betraf das fast alle Blockältesten. Die waren normal angezogen, sie hatten ein normales Zimmer mit Möbeln drin, sie wurden normaler gepflegt, das heißt, daß sie menschlicher lebten als wir.

O.: Waren denn die SS-Leute auch in dem Lager untergebracht?

P.: Sicher. Ich habe keine Ahnung, aber ich nehme es an. Wir waren damals zu weit davon entfernt, einen Einblick in ihr Leben zu bekommen, wir sahen nur die Blockältesten. Aber die mußten dort wohnen, weil sie uns Tag und Nacht bewachten.

O.: Das waren aber dort in Reichenbach Männer gewesen, also keine Aufseherinnen?

P.: Das war gemischt. Überall gab es auch Frauen. Auch in Auschwitz gab es SS-Frauen. Die waren schlimmer als die Männer.

O.: Die waren schlimmer als die Männer?

P.: Oder aber vielleicht ist es uns schwerer gefallen, uns von den Frauen etwas gefallen zu lassen. Die waren aber sehr gewalttätig und brutal. Sie waren gröber.

O.: Können Sie sich da an eine spezielle Episode erinnern?

P.: An ganz bestimmte Personen? Vielleicht später, als wir schon aus Reichenbach heraus in ein anderes Lager kamen, da kamen wir nach einem langen Fußmarsch, wenn ich mich recht erinnere, nach Trautenau. Man wollte die Gruppe, die aus mehreren hundert Leuten bestand, als wir irgendwo ankamen, in einen sogenannten Waschraum mit Duschen, also keinen Wannen, bringen. Und wir Ungarinnen, meine Schwester und meine Freundinnen, wir standen dort irgendwo in der Mitte und bereiteten uns auf das Duschen vor. Und plötzlich gab es am Anfang der Schlange ein fürchterliches Geschrei, was langsam nach hinten drang, und die Menge brüllte: "Wir gehen nicht in den Waschraum hinein! Wir gehen nicht ins Gas! Denn jetzt sollt ihr uns nicht mehr umbringen, wo doch der Krieg schon bald zu Ende ist!" Und die Menge blieb stehen. Und dort waren SS-Frauen, die uns zum Waschen bringen sollten, und alle Leute brüllten. Und wir brauchten sehr lange, um dort hinten zu begreifen, was vorne vor sich ging. Aber vorne waren damals polnische Frauen in unserer Gruppe, die schon sehr viel durchgemacht hatten, und die es bisher geschafft hatten, dem Gas zu entkommen. Und dieser Dushraum hatte große Ähnlichkeit mit den Gaskammern, wie man uns sagte. Und die Frauen dachten, jetzt im letzten Moment, wo man doch wußte, daß die Front sich bereits näherte, wollten die Deutschen sie in letzter Minute vernichten. Und in

ihnen war so ein fürchterlicher Widerstand, daß es überhaupt keine Möglichkeit gab, die Menge dort hineinzuzwingen. Das dauerte vielleicht eine halbe oder eine Dreiviertelstunde. Die deutsche SS-Frau gestikuliert, wir sollten reinkommen, die Häftlinge weigerten sich, und es gab ein großes Geschrei und Geheul. Wir dort hinten bekamen einen großen Schreck. Wir wußten nämlich nicht, wo man uns dort hinbringen wollte. Wir glaubten es und glaubten es auch wieder nicht. Und das Ergebnis war, daß wir uns nach vier Tagen dann nicht wuschen. Wir kamen dann in Baracken auf eine Pritsche, und zwar so dreckig wie wir waren, und in den folgenden vier Tagen wurden auch keinerlei Versuche mehr unternommen, uns zum Waschen zu bringen. Das war deswegen so schlecht, weil wir nach so einem langen Fußmarsch natürlich sehr dreckig waren. Aber damals hatten auch wir schon eine fürchterliche Angst, falls es nun doch eine Gaskammer sein sollte, und deswegen blieben wir lieber dreckig. Nun, diese deutsche Frau war am Anfang fürchterlich grob und roh und wollte die Gesellschaft dort mit Gewalt hineinzwingen. Aber sie hatte wohl offensichtlich keinen Befehl dazu oder sie meinte selbst, daß sie jetzt wegen einmal Duschen nicht diese ganze Gesellschaft erschießen wird, sondern da dachte sie sich: "Zum Teufel mit euch!", weil diese Situation auch ihr selbst zum Halse heraushing und sie wohl nicht wußte, was sie mit so einer großen Anzahl von Leuten machen sollte, aber auch das läßt sich nicht vergessen. Aber auch wir bekamen einen großen Schreck, weil bei den Polinnen und Slowakinnen Panik ausgebrochen war. Es hatten nur wenige Leute überlebt, die die Gaskammern gesehen hatten. Aber in solchen Situationen gibt es doch immer irgendwelche Überlebende. Denn auch zur Vergasung brauchte man jüdische Helfer. Es gab also die sogenannten jüdischen Gaskommandos, die diese Arbeit unmittelbar verrichten mußten, also die Mithäftlinge in diese Kammern hineintreiben. Und obwohl die wußten, daß ihr Schicksal darin bestehen würde, daß auch sie selber demnächst vergast werden würden, gab es trotzdem die eine oder andere Gruppe oder die eine oder andere Episode, wo es doch nicht gelang, die einen oder anderen dort zu vernichten, mit anderen Worten, es gab doch Überlebende. Und diejenigen, die die Gaskammern gesehen hatten - und ganz offensichtlich hatten auch diese Polinnen die Gaskammern aus der Nähe gesehen, bzw. auch wir wußten, daß die mit einem Waschraum Ähnlichkeit hatten, weil dort Hähne geöffnet wurden, aus denen aber kein Wasser herauskam, sondern Gas. Das heißt, daß wir uns den Mechanismus in etwa vorstellen konnten. Damals befanden wir uns schon im

Jahre 1945. Wir hatten Auschwitz überlebt. Und wir fühlten wirklich, daß wir nicht in letzter Minute so sterben wollten. Auch wir, also die ungarischen Jüdinnen, übernahmen diese Furcht.

O.: Als Sie dort nach Reichenbach kamen, waren da bereits andere Häftlinge oder war das Lager leer gewesen?

P.: Ich glaube, es waren schon welche da. So ganz genau kann ich Ihnen das nicht sagen. Es gab welche, denn da war diese Fabrik. Die war nicht zu jenem Zeitpunkt gebaut worden. Ich weiß nicht, was das für Leute waren, die dort beschäftigt worden waren, aber ganz offensichtlich Häftlinge.

O.: Erinnern Sie sich denn noch daran, ob die anderen Gefangenen dort ungarischer Nationalität waren oder ob da auch Leute aus anderen Ländern waren?

P.: Wir arbeiteten immer in einer ungarischen Gruppe. Wir waren auch nur mit Ungarinnen zusammen untergebracht. Aber es gab dort auch andere. Unterwegs kamen wir so mit den Polinnen in Berührung. Aber engere Kontakte mit denen hatten wir nicht. Das heißt, daß die in separaten Baracken untergebracht waren.

O.: Ja. Wir hatten gestern ja auch schon lange über das System der Funktionshäftlinge in Auschwitz gesprochen. Gab es denn ein ähnliches System auch in Reichenbach?

P.: So wie in Auschwitz nicht. Sicherlich hatte irgend jemand den Auftrag bekommen, eine Gruppe zu überwachen. Aber nicht in so hervorgehobener Position wie etwa eine Lagerälteste in Auschwitz. Es mag also sein, daß irgend jemand von uns, der die Aufgabe hatte, die anderen zu überwachen, eine zusätzliche Portion Brot bekam, so genau weiß ich das nicht. Diesen sehr strengen Drill, so etwas gab es dort in den Arbeitslagern nicht. Im Vergleich zu Auschwitz war unser Leben besser geworden. Möglichkeiten zur Flucht hatten wir zwar auch dort nicht gerade. Aber man brauchte dort keine elektrischen Drähte. Auch daran, daß es dort Schäferhunde gegeben hätte, kann ich nicht erinnern. Denn es war ganz offensichtlich, daß man, wenn man die Leute dazu anhalten wollte zu arbeiten, ein gewisses minimales menschliches Niveau gewährleisten mußte.

O.: Wurde denn auch die Verpflegung dort besser, in Reichen-

bach?

P.: Aber natürlich. Natürlich. Ich bekam, das werde ich nie vergessen, denn das war vielleicht das beste Essen in meinem Leben, eine Rote-Rüben-Suppe, an deren roter Farbe sich feststellen ließ, daß tatsächlich rote Rüben darin waren, und das war für mich damals etwas Wunderbares, und diesen Geschmack bewahrte ich mir noch lange, diese wunderbare Rote-Rüben-Suppe. Und hier zu Hause, bei unseren Jahrestreffen, wenn die anderen Frauen fragten, was wir denn essen sollten, sagte ich immer, ich möchte Rote-Rüben-Suppe essen, aber genauso gute! Natürlich hat nie jemand tatsächlich so eine Suppe gekocht, und niemand wäre in der Lage gewesen, das so zu kochen, und das hätte mir zweifellos auch gar nicht so gut geschmeckt, aber das war doch etwas Wunderbares, und jahrelang blieb mir die Erinnerung daran. Rote Rüben esse ich auch jetzt gern, aber nur in Essig eingelegt und nicht als Suppe. Das ist also eine bleibende Erinnerung. Sicher war das eine ganz einfache Suppe, wo nur Wasser und Rüben drin waren und sonst gar nichts, aber nach diesen Auschwitzer Eintöpfen - nämlich einer Mischung aus Grün und Grau und Braun und Schwarz, bei denen es vollkommen unmöglich gewesen war, zu wissen, was da drin war, und auch heute weiß ich nicht, was das gewesen sein mag, ob man dort Gras gerupft und gekocht hatte - diese Rote-Rüben-Suppe, das waren ganz bestimmt rote Rüben. Und auch die Brotportionen wurden größer. Unsere Aufgabe bestand darin, das war sehr schwer, dieses Brot mit maximaler Präzision in 20 oder wieviel Teile zu teilen. Das mußte auf das Gramm genau stimmen. Und so wurde das Brot geteilt, und dort standen die 20 oder 25 Leute und paßten ganz genau auf. Man konnte also unmöglich der einen Portion auch nur einen Krümel mehr als der anderen zuteilen. Diese Arbeit mußten wir jüdischen Frauen machen, und auch heute bewundere ich diejenigen, die diese Aufgabe übernahmen, und denen es gelang, das so zu lösen, daß die 20 Leute damit einverstanden waren. Das war auch in den Arbeitslagern noch so üblich.

O.: Das Essen wurde dann also im Lager ausgeteilt oder in der Fabrik?

P.: Vielleicht gab es auch mittags in der Fabrik irgend etwas. Jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, daß wir die Fabrik mittags verlassen hätten. Und ich glaube, diese Brotverteilung, das geschah wohl im Lager abends. Sicher mußten wir mit-

tags irgend etwas bekommen haben, denn wir gingen morgens hin und kamen abends zurück.

O.: Also dort wurde auch nicht in Tag- und Nachtschichten gearbeitet?

P.: Soweit ich mich erinnere, arbeiteten wir dort in der Fabrik tagsüber. Und abends gingen wir ins Lager. Das war natürlich eine andere Art Lager als in Auschwitz. So etwas Barackenmäßiges.

Nach etwa drei Monaten verließen wir dann Reichenbach. Vielleicht war damals dieser viertägige Fußmarsch, an dessen Ende wir zu jenem bereits erwähnten Waschraum kamen, wo wir nicht duschen wollten.

O.: Das heißt, Sie sind dann auch bis Anfang 45 dort geblieben?

P.: Nein, es ging immer weiter, wir waren an vier oder fünf verschiedenen Orten. Wir waren in Trautenau, wir waren in Porta Westfalica, auch dort arbeiteten wir, Fallersleben, Trautenau, Salzwedel. Agi (Frau Lukács) hat eine Zeichnung davon gemacht. Sie hat erzählt, daß sie Ihnen eine Landkarte gegeben hat. Die haben Sie nicht zufällig dabei?

O.: Dabei nicht, aber ich weiß es noch ungefähr, das, was sie uns erzählt hat.

P.: Agi hat das ganz genau aufgezeichnet, und damals waren wir schon zusammen. Und am Ende unserer Reise gelangten wir nach Salzwedel. Während sich jeweils die Front näherte, brachte man uns weiter nach innen, also weg von der russischen Front und in Richtung Westen. Es ist natürlich verständlich, daß auch die SS-Leute von der Front weg wollten, und sie nicht den Wunsch hatten, mit sowjetischen Truppen zusammenzutreffen. Was ich nicht begreife ist, warum die uns nicht einfach dagelassen haben. Erst in Salzwedel, am 14. April kam es dann dazu, daß morgens unsere Bewacher verschwanden und wir dort allein zurückblieben, wir konnten uns das gar nicht vorstellen. Damals waren wir schon in einem sehr schwachen Zustand, weil wir dort schon nicht mehr arbeiteten und immer weniger zu essen bekamen. Und eines Morgens wachten wir auf und stellten fest, daß wir keine Bewacher mehr hatten. Es gab einige, die noch so viel Kraft hatten, um das Lager zu verlassen, auf die Straße,

in die Stadt hinein, und dort etwas zu essen zu suchen. Wir machten das ein paar Stunden später, weil vor allem meine Schwester Erzsi sehr große Angst hatte: wir sollten ja nichts machen, was gegen die Befehle verstieß. Und auch wenn niemand da zu sein schien, der uns etwas hätte befehlen können, konnte ja doch irgendwo jemand sein, aber dem war nicht so. Es war also niemand mehr da, der uns etwas hätte befehlen können, so daß wir später rausgingen und versuchte, etwas zu essen aufzutreiben. Es war schon fast nichts mehr da. Vor den Geschäften waren schon andere Leute. Denn alle Leute waren aus dem Lager herausgegangen, und das war so eine Art Freibeuterei, wo jeder alles, was er nur finden konnte, an sich nahm. Was wir so auf der Straße auftrieben, ein bißchen rohes Fleisch und Kohl, das nahmen wir an uns und aßen es, um überhaupt etwas zu haben. Aber wir hätten Brot und Milch gebraucht, denn wir waren sehr ausgehungert, und mit dem rohen Fleisch konnten wir nicht viel anfangen. Ich probierte, und seitdem esse ich gern rohes Fleisch. Aber unsere Mägen brauchten eigentlich etwas ganz anderes, nämlich ein Stück Brot. Und so machten wir uns dann auf den Weg zu den Häusern. Auch die Häuser waren leer. Auch die Bevölkerung war geflohen. Wir wurden von amerikanischen Truppen befreit. Alle Leute hatten Angst, auch wir Häftlinge und auch die Bevölkerung. Die Bevölkerung wußte auch nicht, was jetzt passieren würde, vor allem die Männer nicht. Die Wohnungen waren leer, wir gingen in eine Wohnung hinein, wo wir ein Stück Brot auf dem Tisch fanden. Wir wollten das mitnehmen. Und da kam eine deutsche Mutter, die anfing zu weinen, sie hätte vier Kinder und nur dieses Brot. Und da ließen wir ihr das Brot da, daran erinnere ich mich. Wir sahen zwar keinerlei Kinder, aber es kam eine Frau, die flehte, wir sollten das Brot dalassen, und uns war das damals schon so egal. Irgend etwas konnten wir zusammensammeln, etwas Kohl und so etwas. Ich habe noch eine schreckliche Erinnerung an den Tag der Befreiung. Und zwar hatte ich in Auschwitz und auch in den anderen Lagern die ganze Zeit Angst gehabt, daß man mich zum Toilettensäubern einteilen würde, weil ich das so ekelhaft fand. Aber das passierte mir nicht. Und am heiligen Tag unserer Befreiung fiel ich in eine Grube hinein, dort in Salzwedel im Lager, ich hatte das nicht gesehen, was das war, und das war alles voll mit dem Zeug, und es gab kein Wasser, ich konnte mir das Zeug nicht abwaschen; das werde ich mein Leben lang nicht vergessen, daß ich die ganze Zeit davor Angst gehabt hatte, und als niemand mich zu einer solchen Arbeit aufforderte, da fiel ich von mir aus dort hinein. Ich weiß zwar nicht,

wie diese Grube dort hinkam, aber es war ganz abscheulich; die anderen versuchten, mir zu helfen, indem sie mich abrieten. Ich erinnere mich nicht mehr, wann ich an Wasser herankam, um mich zu säubern, aber das war entsetzlich.

So vergingen also die ersten Tage unserer Befreiung. Dann kamen die amerikanischen Soldaten. Als sie in Salzwedel einzogen, warfen sie von ihren Wagen Konserven und alles mögliche herunter. Sie schossen nicht, weil niemand da war, auf den sie hätten schießen können. Widerstand gab es nicht, deutsche Soldaten waren nicht vorhanden, deutsche Männer waren nicht zu sehen. Wir Gefangene gingen hinaus und winkten, und sie warfen uns Konserven zu. So lernten wir die amerikanischen Soldaten kennen. Und dann fanden sie unser Lager. Und nach kurzer Zeit brachten sie uns in ein Militärlager, was wohl ursprünglich den deutschen Soldaten gehört hatte. Dort gab es Wasser und Verpflegung, es war eine normalere Versorgung, die uns schon den Weg zum Leben wies. Wir waren damals schon sehr mit Agnes Lukács befreundet. Agnes Lukács konnte ein bißchen Deutsch, sie konnte sich verständlich machen. Und wir drei, also Agnes Lukács, meine Schwester Erzsi und ich, dachten uns, daß wir jetzt von diesem Lager schon genug hatten, und uns vielleicht ein bißchen in der Stadt umsehen würden, um zu sehen, ob man vielleicht woanders wohnen könnte. Wir dachten nämlich, daß irgend jemand uns als ganze Gruppe irgendwann nach Hause bringen würde, aber genau das geschah nicht. Und bis dahin sollten wir in Salzwedel ein ziviles Leben führen. Wir lernten eine deutsche Frau kennen, Frau Körtge, die hat Agi bestimmt erwähnt. Wir sind ihr sehr dankbar. Leider haben wir jetzt überhaupt keine Verbindung mehr mit ihr, vielleicht lebt sie auch gar nicht mehr, weil sie schon damals sehr alt war. Damals gingen wir dort die Straße entlang, wir grüßten, sie grüßte zurück und war freundlich, und sie nahm uns in ihrer Wohnung auf. Ich erinnere mich daran, daß wir dort zu dritt mehrere Wochen lang bei Frau Körtge wohnten, wo wir ein bezogenes Bett bekamen, was genauso wie die Rote-Rüben-Suppe so angenehm war wie danach nie wieder. Ein sauber bezogenes Bett mit Deckbett und Laken und allem, so etwas hatten wir schon lange nicht mehr erlebt, das war sehr eigenartig und eine große Freude für uns. Und im Rahmen ihrer Möglichkeiten - sie hatte selbst nicht viel - gab sie uns sehr gutes Essen. Und wir denken voller Dankbarkeit an sie zurück. Nach drei Wochen sagte sie uns, was wahrscheinlich auch der Wahrheit entsprach, daß ihr Sohn im Begriff sei, nach Hause zu kommen, und daß sie uns jetzt keinen Raum mehr zur Verfügung stellen könne. Ich glaube, sie

hatte Angst davor, daß wir ihrem Sohn begegnen würden, denn ihr Sohn war ein deutscher Soldat, vielleicht sogar ein SS-Soldat, und als Mutter hat sie sicherlich richtig gehandelt, als sie dieses Treffen verhinderte. Und so kamen wir zurück zu den anderen ins Lager. Dort herrschte damals schon Ordnung, und es gab etwas zu essen, und es war sauber.

O.: Erinnern Sie sich denn noch daran, wie Sie Frau Lukács kennengelernt haben oder wo das war?

P.: In Reichenbach. Sie war mit einem späteren Transport nach Reichenbach gekommen, vielleicht im Dezember. Sie war in Auschwitz im B-Lager gewesen und wir im C-Lager. Aber das Schicksal hatte, wie man sah, früher oder später auch aus dem B-Lager einen Ausweg geschaffen. Und so war auch sie ins Reichenbacher Arbeitslager gekommen. Und sehr bald freundeten wir uns an. Und den Rest haben wir dann gemeinsam erlebt, bis hin zur Befreiung. Gemeinsam mit Agi sind wir dann auch nach Hause gekommen. Wir hatten alles dort gelassen, wir waren sozusagen vor den anderen geflohen. Wir hinterließen einen Zettel: "Wir haben uns auf den Heimweg gemacht." Wir hatten Angst, daß vielleicht irgend jemand uns zurückhalten würde, die anderen ehemaligen Häftlinge oder die Amerikaner, genau wußten wir das nicht. Wir hatten eine Vorstellung davon, in welche Richtung wir aufbrechen mußten, und da machten wir uns auf den Weg. Wir hatten immer irgendeine Vorstellung von der richtigen Richtung, und wir wußten an jeder Kreuzung, daß wir dahin bzw. dorthin mußten. Diese Wanderung dauerte, wenn ich mich richtig erinnere, 18 Tage. Und irgendwann nach 18 Tagen, nach vielen Erlebnissen, und nachdem wir viel zu Fuß gegangen waren, kamen wir nach Hause, nach Ungarn.

O.: Ich würde gerne noch ein paar Fragen zu Porta Westfalica stellen.

P.: Ja natürlich. Porta, das war sowohl ein Lager als auch eine Arbeitsstätte. Wenn ich mich recht erinnere, war dort mitten drin in einem Berg eine Arbeitsstätte. Auch die dortige Arbeit diente ganz offensichtlich militärischen Zwecken. Ich arbeitete nur ein paar Tage in Porta. Meine Schwester Erzsi arbeitete dort die ganze Zeit. Ich konnte nicht aufstehen, weil der viertägige Fußmarsch, der inzwischen stattgefunden hatte - und diese Schuhe Größe 40, die aus Holz oder irgend so etwas waren, und die doppelt so groß waren wie meine Füße,

hatten meine Füße stark demoliert, so daß es mir sehr schwer fiel, aufzustehen. Und da das schon nicht mehr Auschwitz war, und ich vielleicht auch keine Angst mehr zu haben brauchte, daß ein schlechter Gesundheitszustand für mich den Tod bedeuten würde, gab ich den Bewacherinnen zu verstehen, daß ich nicht aufstehen konnte. Vielleicht wurde ich auch medizinisch versorgt, daran erinnere ich mich nicht mehr. Vielleicht wurde ich verbunden und vielleicht bekam ich auch kleinere Schuhe...

(Cassette IV, Seite 1:)

O.: Können Sie sich denn noch daran erinnern, ob Sie in dieser Zeit in der Baracke bleiben konnten, oder gab es dort in Porta auch ein Krankenrevier?

P.: Ich konnte in der Baracke bleiben. Vielleicht wurde ich auch medizinisch versorgt. Ich kann mich nicht daran erinnern, daß ich in irgendeinem Krankenzimmer gewesen wäre. Auf jeden Fall nahm man das zur Kenntnis, man akzeptierte das, daß ich nicht aufstehen konnte. Vielleicht waren meine Füße geschwollen, und es war zu sehen. Ich wäre gern zur Arbeit gegangen, denn die Arbeit, das bedeutete immer etwas Menschliches, aber ich war nicht dazu in der Lage. Dort in Porta heilte das dann irgendwie. Es dauerte lange - wie lange, das weiß ich nicht mehr genau - bis ich wieder aufstehen konnte. Damals wäre ich auf keinen Fall in der Lage gewesen, zu Fuß zur Arbeit zu gehen. Vielleicht konnte ich mich selbst irgendwie versorgen. Jedenfalls, als wir aus Porta weiterziehen mußten, da konnte ich mich schon zur Gruppe gesellen.

O.: Waren denn in diesem Lager Porta, als Sie dort ankamen, bereits andere Häftlinge?

P.: Ja. Soweit ich mich erinnere. Diese Dinge kann ich Ihnen nicht mit absoluter Gewißheit sagen. Diese Fabriken waren nicht damals geschaffen worden, als wir dort hinkamen. Die waren nicht damals gebaut worden. Vielleicht wurden die Lager damals ganz schnell errichtet. Denn die Deutschen waren schnell und konnten schnell organisieren, und bis zur letzten Minute wurde dort organisiert. Und bis zum letzten Augenblick wurde dort so getan, und vielleicht glaubten sie auch daran, daß dieses System so bestehen bleiben würde, daß sie bis zum letzten Moment demgemäß handeln mußten. Und sie waren sehr wohl in der Lage, in kürzester Zeit Baracken zu errichten und

so etwas zu machen. Dabei wußten selbst wir, die wir von der Welt völlig abgeschlossen waren, daß der Krieg bald zu Ende sein würde.

O.: Wie hat man so was erfahren, also diese Berichte über die Front?

P.: Wie ich Ihnen in bezug auf Auschwitz erzählt habe, gab es die sogenannten WC-Nachrichten. Auch hier zu Hause haben wir noch sehr lange diesen Ausdruck benutzt: "Über die WC-Nachrichten habe ich dies und jenes erfahren." Was auch hierzulande bedeutete, daß das nicht den offiziellen Standpunkt wiedergab.

Dann hörten wir, wie in der Ferne geschossen wurde. Wir hätten es gern gehabt, wenn das stärker geworden oder näher gekommen wäre, weil wir wollten, daß das doch bloß zu Ende sein möge - ob wir nun tot oder lebendig sein würden. Und daß wir weggebracht wurden, in Richtung Westen, auch das zeigte uns, daß von Osten Truppen kamen. Das war ganz einfache Logik, uns zu erklären, daß wir noch weiter ins Landesinnere gebracht wurden, und warum wohl. So erhielten wir Kenntnis von der Welt. Das ging alles sehr langsam, es wurden keine Fortbildungskurse abgehalten, um uns zu informieren. Denn mit uns wurde gar nicht geredet, es sei denn, um Befehle zu erteilen.

O.: Aber man hat ja sicher untereinander geredet?

P.: Wir Häftlinge? Selbstverständlich. Und zwar sehr viel. Das war es, was uns am Leben erhielt. Das heißt, es waren sehr viele Köpfe beieinander, und auch wenn es nur Kleinigkeiten waren, versuchte doch jede, den anderen Kraft zu vermitteln, etwas Gutes, etwas Schönes zu erzählen, und wir stellten so kleine Mosaiken zusammen.

O.: Eine der Damen hat auch erzählt, daß man sich gegenseitig Romane erzählte oder irgendwie versuchte, das weiterzugeben, was man selber gelernt hatte. Können Sie sich auch an so etwas erinnern?

P.: Ja, ja. Selbst in Auschwitz hatte es ein kulturelles Leben gegeben, und zwar auch ein solches, das von den Deutschen, von der SS organisiert worden war. In dem Lager, wo wir zu tausenden schliefen, dort gab es in der Mitte eine Art Bühne, und im Rahmen von Kulturnachmittagen und Kulturabenden standen dort

Jüdinnen und sangen, sagten Gedichte auf und führten dies und jenes vor, und zwar auf hohem Niveau. Diejenigen, die so etwas konnten, hielten damit auch sonst unsere Moral aufrecht, aber das war von den Deutschen für uns organisiert worden. Als wäre alles schön und gut, und als würde die Kultur nun mal zum Leben gehören.

O.: Und das gab es auch in den kleineren Lagern?

P.: Aus den Arbeitslagern kann ich mich an so etwas nicht erinnern. Daß so etwas organisiert wurde, das war typisch für Auschwitz. Aber untereinander sicherlich. Und auch durch das bloße Erzählen von Erlebnissen von zu Hause erhielten wir unsere Moral aufrecht. Es gab Freizeit, also Zeiten, wo es uns gestattet war, uns miteinander zu unterhalten, selbst in Auschwitz. Als wir in Auschwitz zum Appell antreten mußten, da war es uns verboten, uns miteinander zu unterhalten, darauf wurde geachtet. Aber natürlich dauerte der Appell keine 24 Stunden am Tag. Dazwischen gab es auch Pausen. Und in diesen Pausen unterhielten wir uns, draußen im Freien oder drinnen. Im allgemeinen waren wir draußen, weil inzwischen drinnen desinfiziert wurde. Das heißt, daß wir sehr viel draußen waren, ganz egal bei welchem Wetter. Und dort konnten wir uns miteinander unterhalten, denn das war nicht verboten.

O.: Und die Freundschaften unter den Frauen? Was war die Voraussetzung, um dort eine Freundin zu finden? War das Familienzusammengehörigkeit, Nationalität, Klassenzugehörigkeit, oder wie funktionierte so eine Freundschaft?

P.: Also die Ungarinnen waren dort sowieso zusammen - dann Denkweise, Einstellung, Niveau, Humanität, vielleicht auch unsere linksgerichtete Einstellung, die damals noch nicht so weit verbreitet war. Dann unser etwa gleiches Intelligenzniveau, auch wenn die Menschen jeweils unterschiedlich sind, so rafften wir uns doch irgendwie zusammen.

O.: Eine der Damen hat auch erzählt, daß es Konflikte mit denjenigen Ungarinnen gab, die aus der Provinz kamen. Können Sie sich auch an so etwas erinnern?

P.: Ganz schwach. Das waren ganz andere Typen. Die Jüdinnen aus der Provinz standen stärker zu ihrem Judentum. Wir in Budapest hatten immer etwas freier gelebt und uns weniger nach

religiösen Vorschriften gerichtet. Wie gesagt verband mich auch durch meine Familie nicht sehr viel mit dem Judentum. Meine Eltern waren sehr aufgeklärt, vor allem mein Vater, der sich ebenfalls an den linksgerichteten Bewegungen orientierte. Und wir Mädchen waren, wie wir meinten, auch recht belesen. Und Budapest war immerhin die Hauptstadt. Das heißt, daß wir besseren Zugang zur Kultur gehabt hatten, zu Büchern, Theater, also daß wir als junge Mädchen die Budapester Kultur in uns aufgesogen hatten, während die Jüdinnen aus der Provinz eher ein abgeschottetes jüdisches Leben lebten. Aber an regelrechte Konflikte, die sich daraus ergeben hätten, kann ich mich nicht erinnern. Nicht deren Bekanntschaft suchten wir, sondern eher die der Budapesterinnen. Und so entwickelten sich solche spontanen Sachen.

O.: Und die Frauen aus der Provinz versuchten dann auch im Lager, ihre Religion einzuhalten.

P.: Das war nicht möglich. Also Religionsausübung gab es nicht. Daß jemand bei sich gebetet hat, das schon, aber...

Höpp: Eine der Damen erzählte uns - es gibt gewisse Vorschriften, daß man als Jude dies und jenes nicht essen darf...

P.: Was das Essen betraf, so gab es diesen Fraß, der war weder kosher noch sonst irgend etwas. Etwas anderes gab es sowieso nicht. Es war also ganz egal, ob wir das als treife aßen - denn zum Beispiel Schweinefleisch darf man als Jude nicht essen, denn das ist treife. Das heißt, wenn etwas nicht kosher ist, dann ist es treife, und ein gläubiger Jude darf nur das essen, was kosher ist. Wir hatten das hier zu Hause nicht eingehalten. Aber viele von den Jüdinnen aus der Provinz schon. Aber bei diesem komischen Fraß konnte man das gar nicht feststellen, ob das nun kosher war oder nicht. Bei den Juden gibt es jemanden, der die Hühner schlachten darf, das ist der Schachter. Und nur das von ihm geschlachtete Huhn darf man essen. Aber dort gab es sowieso weder Fleisch noch Geflügel, so daß das ganz egal war, was dieses grau-schwarze Zeug dort nun enthielt. Und wenn jemand das nicht aß, dann verhungerte sie, so daß eher alle das aßen. Denn koschere Kost konnte man sowieso nicht bekommen. Das ging dort gar nicht. Ob die Leute das überhaupt wußten, also den Kalender vor sich hatten, daß man vielleicht wußte, es ist ein Feiertag, und dann still für sich ein Gebet aufsagte, welches für jenen Feiertag vorge-

schrieben war, solche individuellen Dinge wird es sicherlich gegeben haben, aber in größerem Rahmen war das gar nicht möglich. Es gibt einen jüdischen Feiertag, den Langen Tag, wenn den ganzen Tag gefastet wird, vom Nachmittag davor bis zum darauffolgenden Tag, und ich glaube, trinken darf man auch nicht, überhaupt nichts. Und das ist ein Feiertag, den man auch einhält, wenn man sonst nicht so religiös ist. Aber ein Jahr lang hatten wir jeden Tag so einen Langen Tag, so daß es mir nach meiner Rückkehr überhaupt nicht eingefallen ist, diesen Feiertag einzuhalten. Man kann sich natürlich vorstellen, dieser Tag ist irgendwann im Herbst, er hat jedes Jahr ein anderes Datum, denn der jüdische Kalender ist nicht identisch mit den sonstigen Kalendern, also irgendwann im Herbst; es ist natürlich vorstellbar, daß es unter den Jüdinnen welche gegeben hat, auch wenn ich keine kennengelernt habe, die vielleicht an jenem Tag diesen komischen Fraß nicht gegessen haben. Wenn sie das machen konnten. Wenn eine SS-Frau das gemerkt hätte, daß eine Jüdin nicht nach dem Kessel greift, sondern vor dem Kessel betet, dann hätte sie sie natürlich angebrüllt, aber das ließ sich vielleicht trotzdem machen. Also so kleinere Dinge mag es gegeben haben, aber an Größeres erinnere ich mich nicht. Was die Leute so innerlich empfunden haben, daß ist die Sache der einzelnen. Es war also sehr schwer. Man hat uns natürlich nicht aufgegriffen und eingesperrt, damit wir jüdischen Bräuchen gemäß lebten. Nicht darin bestand der Sinn und Zweck des Ganzen, daß wir dort unsere Religion ausübten. Das war ganz ausgeschlossen.

Mein Mann und ich sind einmal in Auschwitz gewesen, als wir in Polen waren. Das war vielleicht in den sechziger Jahren. Wir waren zur Erholung in Zakopane. Und einmal machten wir einen Ausflug nach Krakau. Und mein Mann sah einen Wegweiser nach Oswiecim, das ist der polnische Name für Auschwitz, und da sagte mein Mann, er möchte sich das gerne ansehen. Und am nächsten Tag, also auf dem Rückweg aus Krakau, wollte er sich gern Auschwitz ansehen. Ich dikutierte einen ganzen Tag lang mit ihm darüber, und sagte ihm, ich wolle mir das nicht ansehen, ich habe das schon einmal gesehen und wolle da nicht noch einmal hin. Aber schließlich gab ich nach, und wir fuhren nach Oswiecim. Wo jetzt ein Museum ist. Und zuerst gingen wir dort hin, wo das Museum war, und wo es viele Ausstellungsgegenstände gab und Baracken und Material aus jüdischen Leichen und Haaren hergestellte Gegenstände und Seife und dies und jenes. Und das, was wir da sahen, war das ehemalige B-Lager, wo ich nicht gewesen war. Und wir gingen hinein, und ich sah die Bil-

der, und mein Mann fragte: "Erinnerst du dich?" Und da sagte ich: "In so einer Baracke bin ich nicht gewesen." - "Erinnerst du dich an das hier?" - "Nein." Da sagte er: "Dann bist du auch gar nicht in Auschwitz gewesen." Da sagte ich ihm, so etwas solle er nicht zu mir sagen, denn so etwas erfindet man nicht. Und als wir dann aus dem B-Lager herauskamen, da sahen wir ein Hinweisschild nach Auschwitz-Birkenau, 4,5 Kilometer, und da sagte ich: "Hier geht's lang, da war ich. Also fahren wir dort hin." Und wir fuhren hin. Dort war eine große Leere mit einer großen Gedenksäule und vielleicht einem kleinen Rest von dem Lager, und da sagte ich: "Hier war ich, in dieser großen Leere, wo auch im Sommer jeden Tag Regen fiel." Und dieses graue Nichts, was auch noch ein bißchen schrecklicher war als das B-Lager, und das erkannte ich wieder. Das also war Auschwitz-Birkenau, wo ich gewesen war, und das schauten wir uns an, aber dort ist außer einer Gedenksäule nicht mehr viel übriggeblieben. Das war sehr merkwürdig und sehr interessant, denn wir waren im Sommer in Auschwitz gewesen und im September dort weggekommen, und es war immer grau und regnerisch und windig gewesen. An Sonnenschein erinnere ich mich überhaupt nicht mehr. Dabei gab es von oben auch keinen Zaun, sondern nur an der Seite, aber so ist es in meinen Erinnerungen geblieben. Auf diesen Ausflug hätte ich gerne verzichtet. Weil man schon dabei war zu versuchen, etliche Dinge zu verdrängen. Ich hatte mich zwar nie bemüht, das bewußt alles zu vergessen, aber es ist doch etwas anderes, wenn man jeden Tag mit diesen Erinnerungen lebt, denn so kann man nicht leben. Und dieser Besuch in den sechziger Jahren, der hat sehr vieles wieder aufgewühlt. Es war sehr merkwürdig, sich das vorzustellen, daß man so etwas überleben konnte. Aber wir haben es doch überstanden.

O.: Ich würde gerne noch mal fragen nach einer Sache, über die wir noch nicht gesprochen haben: Sie waren ja die ganze Zeit mit Frauen inhaftiert. Gab es das denn, daß schwangere Frauen dort im Lager waren, oder daß Kinder geboren wurden?

P.: Nein. Das wurde wahrscheinlich noch sehr viel früher gelöst, also in Auschwitz, wenn dort so etwas vorkam. So etwas ist mir nicht bekannt. Das war ein großes und ernsthaftes Problem, weil ganz sicher auch schwangere Frauen, die noch von zu Hause her schwanger waren, in Auschwitz ankamen. Auch wenn sehr viele jüdische Frauen schon allein gewesen waren, weil die Männer nicht mehr bei ihnen gewesen waren. Aber es ist

doch vorstellbar. Aber das war sicherlich eine sehr traurige Sache, weil die sicherlich vernichtet wurden. Von Kindern, die dort geboren worden wären, ist mir jedenfalls nichts bekannt, und Kinder habe ich dort nicht gesehen. Ich habe nur davon gehört. Und ich glaube nicht, daß in die Arbeitslager schwangere Frauen gekommen wären. Ich weiß nicht, ob wir Brom bekamen, oder was das war, denn eine Menstruation hatten wir nicht. Auch das ganze Jahr lang in diesen Arbeitslagern nicht. Später im zivilen Leben fing das dann langsam wieder an - wir dachten schon, daß es damit ganz aus sein würde. Und ob wir nun Frauen sind oder nicht, das war in unserem Bewußtsein gar nicht präsent, weil wir dermaßen mit dem täglichen Überleben beschäftigt waren, so daß wir längst vergessen hatten, daß wir irgendwann vielleicht Frauen oder Bräute oder geliebte Menschen gewesen waren, denn das alles stand uns sehr fern.

O.: Also der Gedanke an Männer oder an Sexualität, der kam auch überhaupt nicht?

P.: Nur ganz tief versteckt. Denn wenn der Gedanke doch auftauchte, das war ganz schrecklich, das hätte uns sicherlich seelisch noch mehr kaputtgemacht: Wie geht es dem Mann, den wir lieben? Wie erlebt er all dies? Lebt er oder stirbt er? Wo ist er wohl jetzt? - Natürlich haben wir einander alles mögliche erzählt, wer einen Bräutigam hatte und wer nicht, auch ich hatte einen gehabt, der beim Arbeitsdienst in Rußland umgekommen war. Aber das Leben war jeden Augenblick ein derartiger Kampf, so daß die ganze emotionale Sphäre sehr stark zurückgedrängt werden mußte, weil man sich an die Situation irgendwie anpassen mußte. Und wenn wir die ganze Zeit damit beschäftigt gewesen wären, daß es irgendwo ein anderes Leben gibt, welches ganz anders ist als unseres, dann wären wir seelisch daran kaputtgegangen. Die Art, wie die einzelnen von uns damit umgegangen sind, ist sicherlich unterschiedlich.

Nach unserer Befreiung in Salzwedel kam es vielleicht vor - auch wenn dort nur sehr wenige Männer waren, kann ich mir doch vorstellen, daß dort vielleicht der eine oder andere amerikanische Soldat mit der einen oder anderen Jüdin und so, aber wir haben so etwas bewußt vermieden, auch als deutsche Männer zum Vorschein kamen, weil die sich sehr lange nicht zeigten. Der menschliche Instinkt wird doch wieder aufgeweckt, sowie der Mensch etwas in den Magen bekommt. Auf dem Heimweg sind wir dann Männern begegnet. Es hätte auch Möglichkeiten für engere Kontakte gegeben, mit Männern aller möglichen Nationa-

litäten, aber im allgemeinen haben wir das vermieden bzw. zurückgewiesen. Ich erinnere mich an gutaussehende Amerikaner, an sympathische Franzosen, die aus dem Lager befreit worden waren, die auch sehr intelligent waren und zusammenhielten. Auf dem Heimweg wollten sehr viele versuchen, uns dazu zu bewegen, nicht allein nach Ungarn zu gehen, sondern uns ihnen anzuschließen. Ein amerikanischer Soldat sagte, wir sollten nach Amerika kommen. Ein Franzose sagte, wir sollten nach Frankreich kommen. Ein anderer Jude sagte, wir sollten nach Israel mitkommen. Aber wir wollten unbedingt zurück nach Ungarn, so daß wir diese Einladungen nicht ernst nahmen. Natürlich gab es auch Annäherungen und Beziehungen zwischen Frauen und Männern, aber wir drei hatten keine ernsthaften Beziehungen. Die anderen hätten das auch gar nicht zugelassen, denn wir paßten aufeinander auf. Im allgemeinen war ich diejenige, die eher dazu neigte, sich mit Fremden anzufreunden, und die anderen paßten auf mich auf. Ich wollte es auch nicht, und die anderen beiden hätten das auch nicht zugelassen. Einmal waren wir drei Tage lang zu Gast in einer amerikanischen Kaserne, wo für uns sozusagen Milch und Honig floß, auf dem Weg nach Hause. Wo wir ein aus mehreren Gängen bestehendes Frühstück bekamen. Wir aßen gut und schliefen in guten Betten und konnten uns ein bißchen ausruhen. Ich wäre auch gern noch länger dort geblieben, aber die anderen beiden trieben mich voran.

Einmal auf dem Nachhauseweg, in Deutschland in der Nähe der Sowjetischen Besatzungszone, von wo es gerade nicht einfach war, weiterzukommen, weil wir uns an der Grenze zwischen der amerikanischen und der sowjetischen Besatzungszone befanden, und von dort konnte man nicht so besonders gut weiter, übernachteten wir in einem ausrangierten Eisenbahnwaggon. Wir dachten, es würde sich schon zeigen, wie wir weiterkommen konnten. Wir wußten, dort gibt es einen hohen Berg, und dahinter sind schon die russischen Soldaten. Wir blieben also dort, und am nächsten Morgen tauchte aus dem anderen Waggon ein Mann auf, ein Deutscher. Und Agi unterhielt sich mit ihm, und es stellte sich heraus, daß auch er irgendwie dorthin verschlagen worden war, woher, das konnte man nicht wissen. Wir sagten ihm, wir seien Jüdinnen und kämen aus dem Lager und wollten nach Hause, und wir wußten nicht, welchen Weg wir jetzt weiter nehmen sollten. Und der Mann sagte, er würde es uns erklären. Aber er sagte es nicht. Drei Tage lang sagte er es uns nicht. Und drei Tage lang spielten wir Katz und Maus miteinander, weil wir auch weiterhin gute Beziehungen zu ihm unterhalten

wollten, das heißt, daß wir drei Tage lang miteinander Katz und Maus spielten, und wir uns genauso vor ihm fürchteten wie er sich vor uns. Wir wußten nicht, ob er bewaffnet war oder nicht, und wir wußten auch nicht, mit wem wir es zu tun hatten, wir wußten nur, daß er Deutscher war. Das war im Sommer, es war warm, er zog sich nie aus, er hatte immer irgend etwas an, und wir dachten, daß er vielleicht ein SS-Kennzeichen hatte und sich deshalb nicht auszog. Wir waren zu dritt, und er war als Mann allein. Er war jung und ziemlich kräftig, er hätte mit uns machen können, was er wollte, aber vielleicht wollte er doch nicht. Direkten Kontakt hatten wir zu ihm nicht, aber wir lächelten uns immer gegenseitig an, und wenn er ein Glas Wasser wollte oder irgend etwas, dann waren wir ihm behilflich. Also wir wollten, daß er uns nicht böse sein sollte, denn wir wollten ja, daß er uns den Weg zeigte, worum wir ihn immer wieder baten. Ich weiß nicht, warum er es uns nicht früher sagte, aber am dritten Tag gelang es uns dann, zu erfahren, wie wir weitergehen mußten, und er erklärte uns den Weg, wie wir einen Berg umgehen konnten. Und als er uns diese gute Nachricht übermittelt hatte, wandte er sich nach rechts, und wir drei liefen schnell nach links und gingen auf diesem Weg weiter. Und er verfolgte uns nicht, und es geschah überhaupt nichts, und wir gingen weiter. Also eigentlich war das etwas Positives, denn auch er wollte uns im Grunde genommen etwas Gutes tun und sagte uns, wo es langging. Wo er selbst hinwollte, ob er sich versteckte oder nicht, das wissen wir nicht. Und wir wissen auch nicht, was aus ihm geworden ist, ob er geschnappt wurde oder nicht, und ob er überlebte oder nicht. Ich glaube, er gehörte nicht zu den Protagonisten des Krieges, sondern war ein dorthin beordeter Soldat.

Als wir dann um den Berg herumgegangen waren und in die Sowjetische Besatzungszone kamen, stand uns ein sowjetischer Soldat mit auf uns gerichteter Waffe gegenüber. Und so standen wir drei also dort im Niemandsland, und uns gegenüber ein russischer Soldat. Russisch konnten wir damals alle nicht. Und wir versuchten zu erklären, wir seien Jüdinnen und Häftlinge und sprachen vom Lager und von Auschwitz und so weiter, aber er verstand kein Wort davon. Da sagte ich zu den anderen: "Jetzt bleiben wir hier stehen. Zurück gehen wir nicht." Das war mein Prinzip: Zurück auf keinen Fall, und wenn es nicht vorwärts geht, dann bleiben wir so lange stehen, bis wir weiter können. Da standen wir also. Wir sahen ihm scharf in die Augen. Und da lief er mit der Waffe nach vorn, aber neben uns her, und er fing an zu brüllen, als wären wir der Feind, und mit der ande-

ren Hand winkte er uns, wir sollten hinter seinem Rücken an ihm vorbeigehen, und so kamen wir auch in diese Zone, und dann waren wir also in der russischen Zone, und dann ging es weiter, und dort sahen wir, daß man die Russen damit nicht beeindrucken konnte, daß wir Jüdinnen waren und aus dem Lager kamen, aber irgendwie überstanden wir das doch. Wir gingen ein paar Kilometer weiter. Dort waren Büsche und Gras, und dort setzten wir uns hin. Ich weiß nicht mehr, woher, aber irgendwoher wußten wir, wie das Nachbardorf hieß. Ich weiß nicht mehr, ob wir eine Landkarte hatten, oder woher wir das wußten. Und es tauchte ein anderer russischer Soldat auf, der auch anfang, dort herumzubrüllen, was wir dort machten. Und ich sagte den anderen, wir müßten jetzt lächeln, und wir sagten, wir wollten in das und das Dorf, und er solle uns doch bitte sagen, wo es langgehe, und wir lächelten, und er zeigte da und da hin, und so kamen wir dann weiter.

Und wir reisten immer weiter, sehr viel zu Fuß, auf den Dächern von Zügen, und wieder zu Fuß, und wieder mit irgendeinem Gefährt, und in 18 Tagen schafften wir es dann nach Hause. Wir kamen zur österreichisch-ungarischen Grenze, nach Sopron. Dort war es ganz schrecklich, weil nämlich die Hälfte des Volkes von draußen nach Hause kam und die andere Hälfte von drinnen nach draußen zog, es war ein heilloses Durcheinander. Mit uns beschäftigte sich überhaupt keiner, was wir denn wollten. Daß wir ehemalige Häftlinge waren und nach Budapest wollten, interessierte niemanden, denn es gab dort ganz andere Probleme als uns drei. Aber irgend etwas zu essen bekamen wir dort doch. Und dann zogen wir alleine weiter, zum Teil mit dem Zug, zum Teil zu Fuß, und irgendwann erreichten wir dann die Stadtgrenze von Budapest, von Süden her oder von Westen. Und das erste, was wir mit Agi besprachen, war, daß wir zuerst zu uns gehen würden. Wir wohnten in der János Sobieski utca im IX. Bezirk. Und so kamen wir dort zu dritt die Straße entlang. Wir trauten uns nicht, ins Haus hineinzugehen. Wir wußten nicht, wer noch lebte und wer nicht. Wir schickten zuerst Agi rein. Agi ging hinein und kam dann mit der Hausmeisterin heraus. Die war zu Hause und fiel uns um den Hals. Sie freute sich, daß wir gekommen waren, und daß wir lebten, denn sie hatte auch das nicht gewußt. Wir gingen hinein. Sie sagte, Vater lebt, die drei kleinen Geschwister sind auch da, aber Mutter nicht. Und so kamen wir nach Hause. Und dann am Nachmittag kam mein Vater nach Hause, und wir alle weinten vor Freude, daß wir zu Hause waren. Und Agi blieb ein Weilchen bei uns. Dann gingen wir in den XIII. Bezirk, das gehörte damals

noch zum V. Dort machten wir es genauso: Agi blieb draußen, und wir gingen hinein. Wir wollten nicht, daß sie sofort ganz alleine mit einer traurigen Nachricht konfrontiert wurde, aber ihre Eltern waren beide noch da, und die kamen, und wir waren sehr glücklich.

So war das also. Damals dachten wir uns, daß das Leben von nun an nur noch schön sein würde. Denn auch wenn es Probleme gab, dann würde das alles nicht so schlimm sein. Denn so etwas würden wir bestimmt nicht noch einmal durchmachen. Wir hatten Kraft und waren glücklich und voller Optimismus. Wir alle warteten noch und hofften, daß meine Mutter kommen würde und mein Verlobter, aber die kamen alle beide nicht. Es war für uns fast unvorstellbar, daß unsere Nahrung jetzt nicht nur aus Kartoffelschalen und aus so einem Fraß bestehen würde, sondern daß wir jetzt wieder ganze Kartoffeln essen konnten, und ein größeres Glück als das gab es für uns nicht. Und daß wir nicht mehr zum Appell antreten mußten, und daß wir arbeiten und lernen würden, das war vollkommen phantastisch.

Aber im Leben kam es dann doch wieder anders, denn nach kürzester Zeit mußten wir uns auch allen Problemen des zivilen Lebens stellen, und das wurde auch problematisch, selbst wenn wir uns damals vorgestellt hatten, daß wir nie wieder Probleme haben würden. Erzsi wurde krank, ungefähr 1959, und ich stand da und konnte nichts für sie tun, ich konnte sie nicht retten.

Aus Auschwitz hatte ich sie damals retten können. Es war damals ganz schrecklich für mich, so einer grausamen Krankheit untätig gegenüberstehen zu müssen, bis sie dann starb. Sie war nie verheiratet, hatte keine Kinder, und war auch bis dahin nie so richtig glücklich gewesen. Sie hatte studiert und gearbeitet, und das hatte ihr Freude gemacht, aber eine Familie hatte sie nicht. Dann war dort mein Bruder, von dem sich nach kurzer Zeit herausstellte, daß er eine ernsthafte Krankheit hatte und in das normale Leben nicht mehr integriert werden konnte. Dann ist da meine Schwester Vera, die 1956 mit ihrem Mann ins Ausland gegangen ist und in Toronto lebt. Sie hat zwei Kinder und viele Enkel. 1971 habe ich sie dort draußen besucht. Inzwischen ist sie zweimal hier gewesen, zuerst 1968 und zum zweiten Mal 1983, als unsere jüngste Schwester, Györgyike, krank wurde. Dann ist auch Györgyike an Krebs gestorben, mit 48 Jahren, Anfang 1985. Sie hinterließ zwei Kinder, von denen die ältere jetzt die Pädagogische Hochschule absolviert hat, mit den Fächern Englisch und Russisch. Die jüngere...

(Cassette IV, Seite 2:)

P.: ...die haben einen christlichen Vater und sind getauft, weil das die Familie des Vaters so wollte. Ansonsten gehören sie zu keiner Religionsgemeinschaft. Und sie wissen, was ihre Mama alles durchgemacht hat. Ich habe ihnen gesagt, daß es jetzt diese Wiedergutmachung gibt. Für seine Eltern kann man das zwar vorerst noch nicht in Anspruch nehmen, sondern nur für verstorbene Ehepartner. Aber die Kinder haben gesagt, auch wenn sie es tun könnten, würden sie das nicht beantragen. Weil die Mama dadurch auch nicht wieder lebendig wird, und deswegen wollen sie überhaupt kein Geld haben. So sieht es also bei der Jugend aus. Die beschäftigen sich mit diesem Thema überhaupt nicht, daß sie also mütterlicherseits jüdischer Abstammung sind. Sie wissen das. Und sie haben sicherlich von dieser Seite dies und jenes geerbt, positive und negative Eigenschaften, die Aufgeschlossenheit gegenüber der Welt und den Willen zum Lernen, wobei auch ihr Vater - Er ist zwar ein einfacher Mensch, ein Arbeiter, aber ein sehr kluger und intelligenter Mensch ist. Aber kein sehr gebildeter Mensch. Er hat einen guten Beruf. Aber die Lernbegierde und das Bestreben, zur Intelligenz zu gelangen, das haben sie wohl von mütterlicher Seite. Nehme ich an. Aber auch der Vater freut sich und ermöglicht es den Töchtern zu lernen. Er hat wieder geheiratet, worüber sich die Töchter nicht sehr gefreut haben. Vor zwei Jahren bekam ich von ihnen zu meinem Geburtstag ein Diplom, und darauf bin ich sehr stolz. Das muß ich Ihnen zeigen. Das war wie ein Pergament zusammengerollt, wie eine alte Urkunde. Ich habe das eingerahmt. Also soviel Ansehen genieße ich bei den Mädels.

H.: "Urkunde. Mit dieser Urkunde wird bestätigt, daß im Jahre des Herrn 1990 der Rat der Weisen es für gut befunden hat, daß Frau György Papp, geborene Zsuzsa Polgár, der Titel einer 'phantastischen Großtante' verliehen wird."

O.: Das ist toll. "Phantastische Großtante", das ist ein schöner Begriff.

(Frau Papp erzählt von ihren Großnichten und von ihrer Enkelin.)

P.: Das ist Dórika (Frau Papps Enkeltochter), sechs Jahre alt.

(...)

P.: Ob ich der Dóri noch eines Tages erzählen können werde, was ich so alles mitgemacht habe, das weiß ich nicht. Jetzt sicherlich noch nicht. Jetzt ist ihre Welt noch in bester Ordnung, alle Leute mögen sie, und alle sind lieb und nett, und alles ist gut und schön, und sie lächelt jeden an, und alle Leute bleiben stehen und sagen: "Welch ein hübsches Mädchen!" Und so hat sie die Erwachsenen kennengelernt. Daß es auch andere Erwachsene gibt, die nicht so nett sind, das wird sie eines Tages erfahren, aber das braucht man ihr vielleicht jetzt noch gar nicht zu sagen. Bis dahin wird vielleicht alles schon in bester Ordnung sein. Vielleicht wird irgendwann der Tag kommen, wenn alle Leute glücklich leben werden. Nun, das ist ein schöner Traum, denn vorerst sieht es in dieser Welt noch ganz und gar nicht so aus. Man denkt immer, eines schönen Tages wird der bessere Teil der Menschheit zu Verstand geraten, aber irgendwie kommt es dann doch immer anders. So ist nun mal die Menschheit. Der einzelne Mensch ist immer klug und gut und human und liebt seinen Nächsten. Aber wenn der Mensch in der Masse ist, dann sieht das schon gleich ganz anders aus. Dann steht er einer anderen Masse gegenüber. Und so kann man nicht wissen, was aus dieser Welt werden wird. Die Menschheit ist sehr geschickt, wenn es darum geht, menschenvernichtende Waffen zu entwickeln. Wenn es kleine Probleme zu lösen gibt, sind die Leute weniger erfinderisch. Dabei sind die Menschen zu sehr vielen Dingen in der Lage. Und doch hat man mit kleinen Problemen zu kämpfen. Man kann schon zum Mond fliegen. Aber daß alle Leute in den Laden gehen und das kaufen können, was sie brauchen, so weit sind wir noch nicht. Aber wenn man einen Handwerker bestellen will... Das ist in ganz Osteuropa ein Problem: Wenn der Wasserhahn tropft, wer wird ihn reparieren? Aber zum Mond können wir schon fliegen.

O.: Ja. Wir möchten uns auf jeden Fall ganz herzlich bedanken, daß Sie bereit waren zu diesem Gespräch und sich so viel Zeit genommen haben für uns.

(Frau Papp bietet Kuchen und Apfelsaft an.)

Ende des Interviews.